DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 91

DM 1.50

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1.60
Schwed. Kr. 4.25 incl. moms
Italien L 650; Spanien Pts 60
Printed in Germany

Die Pestreiter



Nr. 91

Die Pestreiter

(Der vierte Weg in die Dimension des Grauens)

Was zuletzt geschah:

Nach aufregenden Abenteuern im Mikrokosmos ist Björn Hellmark wieder mit seinen Freunden auf der unsichtbaren Insel Marlos vereint.

Dort hat Ak Nafuur inzwischen ein Programm zusammengestellt, das es Björn und seinen Vertrauten ermöglichen soll, die Todfeindin – die Dämonengöttin Rha-Ta-N'my – an ihrer empfindlichsten Stelle zu treffen und ihren Einfluß in dieser Welt ein für allemal zurückzudrängen. Dazu ist es notwendig, daß er dreizehn schwere Prüfungen auf sich nimmt, die in die dreizehn Wege münden, welche in die Dimension des Grauens und Wahnsinns führen. Nur wenn es ihm gelingt, jeden Weg erfolgreich zu beenden, hat er vielleicht eine Chance, in das Zentrum der Finsternis einzudringen.

Ak Nafuur, der sein Ende nahen fühlte, beeilte sich, sein Testament in dreizehn versiegelten Umschlägen zu hinterlassen. Um auf Einzelheiten einzugehen, blieb ihm keine Zelt mehr. So hinterläßt er ein gefährliches Fragment…

Dennoch ist Björn bereit, das Risiko auf sich zu nehmen, denn in dem Moment, da er sich entschließt, den ersten Umschlag zu öffnen, erklärt er sich automatisch dazu bereit, auch die anderen zwölf Wege in die Dimension des Grauens einzuschlagen, wenn er dazu noch die Gelegenheit haben sollte. Es gibt – nach seiner Entscheidung – kein Zurück mehr für ihn. Er muß seiner Bestimmung folgen, gleich, wohin sie ihn auch führt…

In der Höhle war es unheimlich. Doch niemand beobachtete in diesen entscheidenden Minuten den seltsamen Vorgang…

Mitten aus dem afrikanischen Dschungel ragte ein üppig bewachsener Erdhügel hervor, zu dem ein Zugang existierte, der auch dann noch übersehen wurde, wenn Forscher oder Abenteurer dicht davor standen. Das undurchdringliche Dickicht war ein echter Schutzwall. Nur Eingeweihte hätten ihn auf Anhieb gefunden. Unter riesigen Luftwurzeln uralter Bäume verborgen lag eine Art grotesker, unterirdischer Dom von beachtlicher Ausdehnung. Die Entfernung zwischen Boden und Decke betrug mindestens fünfzehn bis zwanzig Meter. Doch daß jemand diese Höhle ohne Gefahr für Leib und Leben betreten konnte, daran war nicht zu denken. Der Boden war ein einziger, schwammiger Sumpf, in dem alles versank. Die Höhle barg ein Geheimnis. Es befand sich in der Tiefe und kam plötzlich an die Oberfläche.

Winzig klein, erinnerte es im ersten Moment an schillernde Tautropfen, die von den blubbernden Schlammblasen emporgeschleudert wurden. Die winzigen Tropfen waren anfangs durchsichtig wie Wasser und nahmen dann einen gelblichen Schimmer an. Sie waren leicht wie eine Feder und schwebten empor, als genüge ihnen die geringste Luftbewegung.

Einige wie Tautropfen aussehende Bläschen hatten einen geringeren Durchmesser als ein Stecknadelkopf.

Die meisten Tropfen schwebten der Höhlendecke entgegen und blieben an dem verwirrenden Wurzelgeflecht kleben. Mit bloßem Auge waren sie nicht mehr wahrnehmbar.

Was da in der Tiefe des schlammigen Sees entstanden war, schien von einem alles überblickenden und kontrollierenden Geist gesteuert zu werden.

In den Bewegungen der winzigen Tropfen war nichts Zufälliges.

Auch daß ausgerechnet nur ein einziger der versteckten Öffnung entgegenschwebte, war kein Zufall.

Es geschah aus eigener Kraft und war wohlüberlegt.

Der gelbe Punkt, der durch die Luft segelte, passierte den Ausgang und schwebte ins Freie.

Dunkelheit!

Aus der Dschungelnacht drangen die typischen Geräusche. Leben überall. Und auch das winzige Gelbe war Leben…

Leben aus einem anderen Land, einem anderen Bereich der Wirklichkeit. Es kam aus dem Mikrokosmos und hieß – Myriadus.

Was man ihm nicht ansah, war die Tatsache, daß es tausendfachen Tod in sich trug.

*

Der winzige Punkt, der zwischen den dichtstehenden Bäumen durch die Dschungelnacht schwebte, war erfüllt von Wissen, Denken und Fühlen. Dem Wissen, Denken und Fühlen eines dämonischen, unfaßbaren Wesens, dem alles Menschliche bekannt und vertraut war und das sich deshalb so sicher in dieser Welt bewegen konnte.

Der Tropfen blieb kein Tropfen.

Er wurde länglich, oval. Seine Farbe war jetzt intensiv grün-gelb, so daß er sich wie ein geheimnisvoller Leuchtkäfer aus der Dunkelheit schälte.

Doch diese Form blieb auch nicht.

Das nun etwa drei Millimeter messende eiförmige Objekt blähte sich auf wie ein Luftballon und nahm die Gestalt eines Vogels an, der sich Sekunden später mit erstaunlicher Sicherheit durch die Nacht und die üppig wuchernde Wildnis bewegte.

Wäre ein Forscher in der Nähe gewesen und hätte den Vogel durch die Luft eilen sehen, ihm hätten sich viele, kaum beantwortbare Fragen aufgedrängt.

Nur an einem hätte er nicht gezweifelt, daß der Vogel mit dunklem Gefieder bei den bestehenden Umweltbedingungen hervorragend getarnt war.

Das ›Tier‹ glitt mit raschem Flug durch die Luft.

Es hatte ein bestimmtes Ziel, ›er‹, Myriadus hatte es… die Wildnis weit hinter sich zu lassen und zivilisierte Gebiete aufzusuchen. Die Wildnis und Abgeschiedenheit hatte er gebraucht, um sich ungestört entwickeln zu können.

Diese Entwicklung war ganz in seinem Sinn verlaufen.

Die Zellen hatten sich in der Tiefe des Bodens vermehrt, ohne daß es jemand bemerkt hatte. Wie in anderen Dimensionen und Welten würde er planmäßig vorgehen, um die Macht zu erringen, um Rha-Ta-N'my, der Dämonengöttin, zu beweisen, daß Myriadus auf dem Plan war. Wie im Mikrokosmos, wo er als ›Gott‹ verehrt wurde, würde er hier ganze Landstriche verwüsten und Besitz von ihnen ergreifen. Eine Herrschaft des Schreckens zu errichten, das lag in seinem Sinn.

Daß es schneller ging, als er einkalkuliert hatte, verdankte er dem Zufall.

Den scharfen Augen des ›Vogels‹ entging nicht der schwache Feuerschein.

Das ›Tier‹ veränderte sofort seine Flugrichtung, schoß zwischen den Ästen eines niedrig stehenden Baumes hindurch und erreichte gleich darauf einen kleinen Lagerplatz, auf dem abseits vor einer Buschgruppe ein Zelt stand. Mitten auf dem Platz war eine Feuerstelle errichtet. Ein Rest von Glut ließ das heruntergebrannte Holz nachglimmen.

Der ›Vogel‹ umflatterte die Feuerstelle einige Male, ehe er sich dem einsamen Zelt zuwandte.

Der Eingang war fest verschlossen. Um das Zelt war ein Graben gezogen.

Tiefe Atemzüge verrieten, daß der oder die Personen im Zelt fest schliefen.

Der ›Vogel‹ wollte mehr wissen.

Er landete auf der Spitze des Zelteingangs. Die Landung des leichten Körpers erfolgte so sanft, daß kaum die straff gespannte Plane an der betreffenden Stelle in Bewegung geriet.

Der ›Vogel‹, entstanden aus einer einzigen Zelle des unwahrscheinlichen Myriadus, drehte den Kopf nach allen Seiten. Ein dickes Tau lief unterhalb des Zeltdaches durch Ösen und hielt die beiden sich überlappenden Teile der Plane, die den Eingang bildeten, fest zusammen. Auf diese Weise wollte man es wilden Tieren erschweren, die notdürftige Unterkunft zu betreten.

Für die Zelle des Myriadus aber gab es kein Hindernis, wenn sie erst mal vollwertig war und den Reifeprozeß abgeschlossen hatte.

Der ›Vogel‹ schrumpfte zusammen, nahm eine bizarre, längliche Form an und wurde zu einem dünnen Faden, der von eigenständigem Leben erfüllt war. Der Faden glitt in schlängelnder Bewegung an der dunkelbraunen Zeltplane entlang und rutschte dann wie von selbst durch den winzigen Spalt, der zwischen den beiden überlappenden Teilen bestand. Der Zwischenraum war nur einen zehntel Millimeter breit. Platz genug für den ›Faden‹ um durchzukommen. Ohne Widerstand rutschte er in das Zeltinnere.

Dort richtete sich im gleichen Moment eine Gestalt auf.

»Eric?!« sagte eine verängstigte weibliche Stimme.

Der Mann an ihrer Seite war sofort hellwach. Automatisch griff er nach dem Gewehr neben sich. »Ist was, Peggy?«

»Ich weiß nicht, da war ein Geräusch.« Die Frau hielt den Atem an und lauschte.

Der Mann an ihrer Seite schüttelte den Kopf. »Es ist alles völlig ruhig, bis auf den Krach, an den wir uns schon gewöhnt haben. Kein Grund zur Besorgnis. Du hast dich bestimmt getäuscht…«

»Jetzt ist es nicht mehr da, Eric… aber einen Moment war es ganz nahe. Es hörte sich an, als wäre jemand ans Zelt gekommen… ich bekam's nur mit, weil ich gerade wach lag, aber doch nicht gleich reagierte…«

Der Mann richtete sich vollends auf und nahm mit der rechten Hand die griffbereit neben ihm liegende Stablampe an sich. Ein breiter, greller Lichtstrahl flammte auf, der das Zeltinnere im Nu völlig ausleuchtete.

Der Lichtkegel war auf den Eingang gerichtet. Wäre jemand oder

etwas Großes vor dem Zelt gewesen, hätte sich schon jetzt sein Schatten abgezeichnet.

Eric Fraplin, ein international bekannter Abenteurer, der Schlagzeilen dadurch machte, daß er verrückt anmutende Reisen unternahm, war furchtlos und ein in tausend Gefahren gestählter Mann, den nichts so leicht in Harnisch brachte.

Er zog mit einem Ruck die Leine aus den Ösen und klappte die Plane nach außen.

Mit dem Gewehr im Anschlag spähte er in die Nacht und überblickte den freien Platz vor dem Zelt. Nur wenn man genau hinsah, war ein zweites Zelt in der Dunkelheit drüben zwischen den dicht stehenden Büschen zu erkennen. Auch dort war alles ruhig. In dem Zelt lagen vier Schwarze, Eingeborenen-Träger, die Fraplin und Peggy Lascane, die Anglo-Französin, begleiteten.

Die sechsundzwanzigjährige Frau, mit der Fraplin seit drei Jahren befreundet war, beugte sich nach vorn und schloß zu ihm auf. Dabei bemerkte sie den hauchdünnen Faden nicht, der etwa drei Zentimeter lang und weniger als einen zehntel Millimeter dick war und jetzt weiter an ›Substanz‹ verlor. Der Faden hatte die Farbe des grünbraunen Schlafsackes.

»Die Luft ist rein, Peggy«, sagte Fraplin. Dennoch verließ er vollends das Zelt, drehte eine Runde und ließ den Lichtkegel über Boden, Büsche und Bäume wandern. Das Raunen und Kreischen im nächtlichen Dschungel verstärkte sich.

Obwohl er aufmerksam suchte, entdeckte er nichts, das Peggys Wahrnehmungen untermauert hätte. Die dunkelhaarige Frau mit den Sommersprossen um die Nase war dennoch nicht überzeugt.

»Es hat sich angehört wie ein fliegender Vogel, der sich schließlich aufs Zelt setzte«, beschrieb sie ihre Wahrnehmungen genauer. »Er ist aber nicht mehr weggeflogen…«

Sie sagte es mit einer Bestimmtheit, daß man es ihr glauben mußte.

»Ein Vogel, der von einer Schlange oder einem wilden Tier aufgeschreckt wird oder der einen schlechten Traum hat und vor Schreck erwacht«, versuchte Fraplin zu scherzen, »der fliegt auch mal durch die Nacht, aber daß ein solcher Kerl sich dann in Luft auflöst, das ist wirklich außergewöhnlich.«

Er sah sie von der Seite her an. Nein, Peggy machte keinen Unsinn. Er kannte sie schon zu lange, um zu wissen, wann sie scherzte und wann nicht. Und dies waren nicht der Ort und noch weniger die Gelegenheit, jemand einen Bären aufzubinden.

Sie wußten beide, was auf dem Spiel stand.

Schließlich hatten sie sich auf den Weg gemacht, um Außergewöhnliches zu entdecken. Auf seinen Abenteuerreisen, die

Fraplin seit einiger Zeit gemeinsam mit Peggy Lascane unternahm, kam ihm so einiges zu Ohren. Und da an jedem Gerücht etwas stimmte, versuchte er, ihm auf den Grund zu kommen.

In Tanger hatten sich vor einigen Wochen Dinge abgespielt, die von mehreren Zeugen unabhängig voneinander bestätigt worden waren. Es war die Rede von gespenstischen Ereignissen, von einem Fisch, der aus einem Karren sprang und die Leute erschreckte, von einem Mädchen, einer deutschen Touristin, die in ein Haus floh und trotz intensivster Suche nicht mehr gefunden wurde.

Es gab bisher jedoch keine bestätigten Hinweise darauf, daß etwas Unbekanntes in diesem Teil der Welt passiert war, das keiner so recht ernst nahm.

Nur Träumer und Fanatiker – zu beiden zählte Fraplin sich – horchten sich um und glaubten, daß in einem Gerücht mehr steckte als ›normale‹ Zeitgenossen vermuteten.

Und so gab es etwas, das er mit den seltsamen Vorgängen in Verbindung brachte: die Rückkehr des Afrika-Forschers Fred Mason und seiner Frau. Mason war bekannt geworden mit Fotoserien und Filmen über den schwarzen Erdteil, seine Tier- und Pflanzenwelt, über Riten und Bräuche von Negerstämmen, die er oft wochen- und monatelang beobachtete.

Von seiner letzten Reise aber hatte Mason nichts mitgebracht.

Fraplin, der den Forscher flüchtig kannte und auch schon bei dessen Vortragsreisen gesprochen hatte, war mehr als verwundert über dieses neue, ungewöhnliche Verhalten. Es paßte überhaupt nicht zu der Art, wie Mason sich sonst verhielt. Was veranlaßte ihn, diesmal nicht über seine Reisen zu sprechen, statt dessen zu behaupten, daß unerwartete gesundheitliche Störungen ihn veranlaßt hätten, die Expedition abzubrechen?

Masons Reise hatte ebenfalls in Tanger begonnen und einen vorläufigen Höhepunkt in dem Eingeborenendorf Dobala gefunden.

Fraplin beschäftigte das Ganze so sehr, daß er schon kurz nach seiner letzten Seereise wieder aufbrach, diesmal in den Dschungel und den Spuren Masons folgend.

Von dem Dorf Dobala waren sie noch einen halben Tagesmarsch entfernt. Noch ehe der Morgen graute, wollten sie aufbrechen und ohne größere Pausen den letzten Rest des Weges hinter sich bringen.

Als sie sich dazu entschlossen, Masons Spuren nachzuvollziehen, hatten sie sich vorgenommen, auf jede Kleinigkeit während ihres Weges zu achten.

Eine Kleinigkeit war die Beobachtung Peggys. Und sie klang komisch.

»Bleibe mal hier, ich schau mich noch mal um«, machte Fraplin den Vorschlag. »Vielleicht habe ich etwas übersehen.«

Er hielt das entsicherte Gewehr schußbereit.

Als er sich zum zweiten Mal vom Zelt entfernt hatte, überquerte er den Platz. Das Lagerfeuer glomm noch schwach. Noch immer war ein Rest Glut vorhanden.

Im gegenüberliegenden Zelt, das selbst unter dem Licht der Taschenlampe durch seine hervorragende Tarnfarbe kaum vom Dschungelhintergrund zu unterscheiden war, entstand Bewegung.

Die Plane vor dem Eingang wurde zurückgeklappt. Ein schwarzes Gesicht, in dem das Weiß der Augäpfel durch den Kontrast um so stärker hervortrat, starrte Fraplin entgegen.

Eric Fraplin sagte ein paar hartklingende, abgehackt wirkende Worte. Er beherrschte einige Brocken aus verschiedenen Eingeborenendialekten, was ihm bei seinen Abenteuerreisen stets zugute kam.

Fraplin wollte wissen, ob der Schwarze etwas Außergewöhnliches bemerkt habe. Der Engländer bekam zu hören, daß er lediglich auf die Geräusche eben aufmerksam geworden sei, die Fraplin selbst verursacht habe.

Also doch keine besonderen Vorkommnisse…

Alles war ruhig! Fraplin verschwand im Busch und wollte die nächste Umgebung in Augenschein nehmen. Wenn er schon aufgestanden war, kam es auf ein paar Minuten mehr oder weniger Schlaf auch nicht mehr an.

Peggy Lascane sah, wie die beiden Männer im undurchdringlichen Dickicht jenseits des Lagerplatzes verschwanden. Eine Zeitlang noch war das durch die Blätter schimmernde Licht der Taschenlampe zu sehen, dann wurde es auch von der Dunkelheit verschluckt. Fraplin entfernte sich weit vom Lagerplatz.

Peggy Lascane strich eine Haarsträhne aus der Stirn, klappte den Zelteingang zu und drehte sich um.

Da sah sie etwas, das zuvor nicht im Zelt gewesen war.

Es lag mitten vor ihr auf dem Schlafsack und schimmerte gelbgrün.

»Ein Ei?« Peggy Lascane schüttelte den Kopf.

Wie kam es in das Zelt.

Also doch – ein Vogel! Sie hatte richtig gehört. Das leise Schlagen der Flügel vorhin, das kaum merkbare Aufsetzen des Tieres, jetzt entsann sie sich wieder genau.

Wie aber war der Vogel ins Zelt gekommen? Gab es ein Schlupfloch?

Sie tastete nach der zweiten Stablampe, die neben ihrem Schlafsack lag. Der Lichtstrahl lag bleich und hell auf dem Objekt, das die Größe eines Hühnereis hatte.

Peggy Lascane, daran gewohnt, erst nachzudenken und dann zu handeln, war vorsichtig.

Ein solches Ei hatte sie nie gesehen. Und irgendwie sah es eklig aus. Seine Oberfläche war nicht glatt sondern wirkte schwammig und weich.

Plötzlich geschah etwas, das ihr den Atem verschlug und sie so in Bann zog, daß sie nicht mal schrie und Fraplin heranrief.

Das Ei – erhob sich plötzlich in die Luft, verlor den Kontakt mit dem Schlafsack und wuchs rasend schnell an, so daß es im nächsten Moment die Größe eines Straußeneis hatte.

Da platzte es wie eine reife Frucht.

Aus dem Spalt schoß etwas auf Peggy zu.

Das ging so schnell, daß die wie gelähmt sitzende Frau zu keiner Abwehr kam.

Sie sah das runde, weiße Gesicht einer kahlköpfigen Gestalt. Diese saß auf einem Pferd, das nicht größer war als ein kleiner Vogel, der ihr entgegenschoß und sie berührte. Etwas glitt in sie hinein. Peggy Lascane fühlte nichts, sie wußte es einfach nur.

Die Berührung war wie ein Hauch.

*

Sie saß noch immer mitten im Zelt, als Eric Fraplin zurückkehrte.

»Alles okay, Cherie«, sagte er fröhlich. »Keinerlei Anzeichen, die uns Besorgnis bereiten könnten. Du mußt dich getäuscht haben – oder der Vogel ist gleich wieder davongeflogen, ehe er uns bekleckern konnte.«

»Er hat ein Ei gelegt, Eric…« Peggy Lascane wandte den Kopf. Sie sah verstört und müde aus.

Zwischen Fraplins Augen entstand eine steile Falte. Was hatte das nun wieder zu bedeuten? »He, Peggy wach auf! Was erzählst du mir denn für Geschichten?«

»Die Wahrheit, Eric… hier hat’s gelegen, direkt vor mir.« Sie deutete auf die betreffende Stelle.

»Und wo ist es jetzt?«

Sie zuckte die Achseln. »Keine Ahnung! Auf einmal – war es wieder weg, es war kein normales Ei, Eric. Es hat sich innerhalb eines Augenblicks gewaltig vergrößert, hing dann direkt vor mir, und – und schließlich klappte es auseinander.«

Eric Fraplin ließ seine Freundin und Begleiterin nicht aus den Augen. Die Art und Weise, wie sie sprach, gefiel ihm nicht. Ihr Sprechen erfolgte schleppend, als müsse sie sich erst jedes Wort genau überlegen.

»Aus dem Spalt ist ein Reiter gekommen.«

»Aber Peggy!« entfuhr es Eric.

»Er sah gespenstisch aus«, sie schien den Einwurf überhaupt nicht

vernommen zu haben. »Ich konnte nur seinen Kopf und seine Hände sehen, sie leuchteten weiß wie matter Kalk. Einen Körper hatte der Reiter nicht.«

Etwas stimmte auch mit Peggys Augen nicht, stellte Fraplin fest. Sie konnte ihn nicht ansehen. Als er sie darum bat, hob sie nur flüchtig den Blick. Ihre dunklen Augen waren matt, die junge Frau wirkte krank.

»Was ist los mit dir, Peggy?« fragte er besorgt, legte seine Rechte auf ihre Stirn und fuhr zusammen. Sie fühlte sich feucht und heiß an.

Fieber!

»Du bist krank, Peggy«, sagte er verwirrt. Seltsam, daß ihm das nicht schon vorher aufgefallen war. »Du brauchst Ruhe. Leg dich hin! Ich gebe dir eine Spritze.«

Deshalb also ihr eigenartiges Verhalten, ihre Behauptung, etwas gehört und gesehen zu haben, das er nicht wahrgenommen hatte. Sie hatte im Fiebertraum phantasiert.

Aus der Reiseapotheke nahm er ein Thermometer. Eric Fraplin fand seine Befürchtungen bestätigt. Peggy Lascane hatte eine Temperatur von achtunddreißigsieben.

Er zog eine Penicillinspritze auf und verabreichte sie ihr.

Peggy lag danach still und teilnahmslos in ihrem Schlafsack und hatte die Augen geschlossen, aber sie schlief nicht.

»Bis morgen früh wird es dir schon wieder besser gehen«, sagte er und streichelte über ihren Kopf.

Fraplin fragte sich, wie sie zu diesem Infekt gekommen sein konnte. Verdorbene Nahrungsmittel, verseuchtes Wasser? Er verwarf diesen Gedanken ebenso schnell wieder, wie er ihm gekommen war. Nein, das konnte es nicht sein. Die Konserven waren einwandfrei, ebenso das Wasser. Wäre es anders, müßte auch mit ihm etwas sein.

Eine Sache ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Er glaubte erkannt zu haben, daß Peggy sich vor seinem Entschluß, ihren vermeintlichen Beobachtungen auf den Grund zu gehen und sie hier zurückzulassen, noch anders verhalten hatte. Zu diesem Zeitpunkt war die Temperatur offensichtlich noch nicht so hoch gewesen, die Krankheit wahrscheinlich nicht mal ausgebrochen!

Aber wenn das so war, stimmten seine ersten Überlegungen nicht. Dann konnte Peggy auch nicht im Fieberwahn von Dingen gesprochen haben, die niemand außer ihr wahrgenommen hatte.

Dieser offensichtliche Widerspruch beschäftigte ihn noch lange, ehe er in einen unruhigen und von bösen Träumen erfüllten Schlaf fiel.

*

»Und ich sag' dir eins, oller Kugelkopf: Es gibt noch genügend Verstecke auf der Insel, von denen du keine Ahnung hast!« Der Junge, der dies mit krähender Stimme sagte, war hoch aufgeschossen, hatte einen schwarzen Lockenkopf und eine Haut wie dunkle Schokolade.

Das war Pepe. Mit in den Hüften gestemmten Händen stand er vor einem Geschöpf, das nur entfernte Ähnlichkeit mit einem Menschen hatte.

Es war so groß wie Pepe und hatte einen menschlichen Leib mit Armen und Beinen, aber den Kopf eines Guuf. Der Schädel war kahl, rund und trug als besonderes Merkmal einen steil auflegenden Kamm, der bis tief in den Nacken reichte. Auffallend waren die großen, runden, völlig wimpernlose Augen und der breite, halb geöffnete Mund. Es sah aus, als würde der Guuf immer grinsen. Ohren und Nase gab es nicht in diesem breitflächigen Gesicht.

Jim war das Kind eines dämonischen Guuf und einer Menschenfrau, die durch eine Kette widriger Umstände in die Vergangenheit der Erde gerissen und dort von Guuf entführt worden war. Jim wurde im Keller eines Hospitals von dem entbindenden Arzt großgezogen. Er entwickelte sich im Verhältnis zu einem Menschen sehr schnell, wirkte als Vierjähriger schon wie ein Vierzehnjähriger, und mit der sprunghaften körperlichen Entwicklung ging die geistige parallel.

Jim kam das erste Mal mit Menschen zusammen und wußte von dieser Stunde an, daß er weder zu den Guuf noch zu den Menschen gehörte. Die Guuf verfolgten ihn anfangs, weil sie befürchten mußten, durch seine Erinnerung an dieses Volk eines Tages benachteiligt zu sein, die Menschen fürchteten ihn oder empfanden seine Gegenwart als unangenehm, weil sein dämonenhaftes Aussehen nicht in die Norm dessen paßte, was allgemein als ›schön‹ empfunden wurde.

Jim sah aus, als würde er jeden Moment jemand anfallen, ihn niederschlagen und die ganze Hölle zusammentrommeln, um Jagd auf Menschen zu machen.

Doch danach stand ihm wahrhaftig nicht der Sinn.

Jim konnte keiner Fliege etwas zuleide tun. Er litt darunter, daß die Menschen ihn schnitten, daß er sich nicht normal in der Gesellschaft, zu der er gehörte, bewegen konnte.

Doch da war Marlos, die unsichtbare Insel. Björn Hellmark, der Herr der Insel, die ihm durch ein Vermächtnis zugefallen war, hatte Jim hierher geholt und ihm eine neue Heimat geboten. Hier fühlte der Guuf sich wohl, die anderen akzeptierten ihn und hatten sich längst an sein Aussehen gewöhnt.

»Hoho«, machte Jim und wollte sich ausschütten vor Lachen. »Du willst mir einen Bären aufbinden. Hier kenne ich jeden Winkel.«

»Auch den entferntesten?«

»Auch den…«

»Du täuschst dich. Ich wette mit dir, daß du mich nicht findest. Wenn ich hier losgehe, lasse ich dich bis hundert zählen und dann kannst du mit der Suche beginnen. Du wirst stundenlang herumirren, ohne eine Spur von mir zu entdecken.«

»Quatsch!« Jim winkte ab. »Innerhalb von zehn Minuten habe ich dich…«

»Ausgeschlossen!«

»Dann laß' es uns ausprobieren.«

»Einverstanden«, Pepe nickte. Er war froh, daß Jim wieder zu allem möglichen Unsinn aufgelegt war. Während der letzten Tage sah es nicht gut aus mit ihm. Er hatte sich vollends von jeglicher Gemeinschaft zurückgezogen, schlief nur noch und hatte seltsame Träume, die sich schließlich als wirkliche Erlebnisse anderswo entpuppten. Björn hatte Pepe gebeten, sich so oft wie möglich mit Jim zu beschäftigen, daß er die grauenvollen Erlebnisse schnell wieder vergaß.

Wenn ein heimlicher Beobachter die Art und Weise verfolgt hätte, mit der sich die beiden Jungen behandelten, hätte er geglaubt, daß mit beiden nicht gut Kirschen essen war, daß einer den anderen nicht riechen konnte. Diese rauhen Umgangsformen waren nicht mehr als ein Flachs. Einer wäre für den anderen durchs Feuer gegangen.

Die beiden so ungleichen Freunde einigten sich auf den Spaß. Pepe lief los, und Jim begann wie von Sinnen zu zählen.

Da blieb der schwarzgelockte Junge aus den Urwäldern Yucatáns stehen, verdrehte die Augen und wandte sich um. Noch ehe er zehn Schritte weit gelaufen war, hatte Jim bis ›fünfundzwanzig‹ gezählt.

»So schaffe ich es nie!« maulte Pepe. »Ehe ich hinter dem Hügel verschwunden bin, hast du bis hundert gezählt und heftest dich an meine Fersen. Das ist gemogelt.«

»Das ist nicht gemogelt sondern nur schnell gezählt«, stellte Jim die Sache klar.

Pepe nickte. Sein Blick ging über Jim hinweg in die Ferne. Der Strand war weitläufig, von seidenweichem weißem Sand bedeckt, das Meer türkisfarben, und in den hohen Palmen bewegte die frische Meeresbrise leise raschelnd die Blätter.

Im Hintergrund waren die sauber gebauten Blockhütten zu erkennen, in denen die Marlos-Bewohner lebten. Doch es waren schon mehr Hütten entstanden als Menschen auf der Insel waren. Trotz aller Versuche Hellmarks und seiner Freunde – unter ihnen Anka Sörgensen, Tina Morena, Alan Kennan und Camilla Davies – Gleichgesinnte zu finden, sich mit ihnen im Kampf gegen die mehr oder weniger offene Dämonen-Invasion auf dieser Welt zu verbünden, waren sie auf diesem Gebiet kaum einen Schritt weitergekommen.

Jenseits der Blockhütten, die nahe am Strand standen, machte die Bucht eine sanfte Biegung. Dahinter hob sich mächtig ein Felsmassiv in die Höhe, dessen Eingang aus diesem Blickwinkel nicht zu sehen war. Es handelte sich um die Geisterhöhle, in der Björn Hellmark sein spezielles Refugium hatte und seine Trophäen aufbewahrte, die er im Kampf mit den Dämonen errungen hatte.

»Damit du nicht wieder auf die Idee kommst, allzu schnell zu zählen und dich dann wie eine Dampflok in Bewegung zu setzen, lasse ich dir einen kleinen Denkzettel zurück.«

Es ging blitzschnell. Pepes Worte waren noch nicht verklungen, da passierte es schon, und Jim bekam den ›Denkzettel‹ zu spüren.

Einer der untersten Zweige an der Palme, unter der der Guuf-Junge stand, knackte.

Pepe verfügte über die Gabe, alle möglichen Gegenstände zu verbiegen, Knoten hineinzubringen, und so bereitete es ihm auch keine Schwierigkeit, mit seinem Geist ein Stück Holz zu beeinflussen, das direkt über Jims Kopf hing.

Der Zweig traf den Guuf, noch ehe der beide Hände hochreißen und ihn auf die Seite schlagen konnte.

»Und jetzt zählst du ganz langsam bis hundert«, sagte der parapsychisch begabte Pepe. »Wenn du wieder so zu rasseln beginnst, laß ich den ganzen Baum umkippen. Bis du dann drübergeklettert bist, dürfte genug Zeit vergangen sein, um mich vor dir in Sicherheit zu bringen.«

»Was ich dir auch geraten haben möchte«, knurrte Jim. »Ich eile hinter dir her wie ein Wiesel, und dann bringe ich einen Teil von der Palme mit, damit versohle ich dir etwas.«

»Es ist ungeheuerlich!« plärrte plötzlich eine helle Stimme aus der Höhle.

Jim und Pepe warfen fast gleichzeitig den Kopf empor.

»Der eine will den Baum zu Fall bringen, der andere ihn auseinandernehmen wie einen alten Motor«, beschwerte sich nun eine kraftvoll und böse klingende Stimme. Zwischen den Blättern tauchte ein Gesicht auf, nicht größer als der Kopf eines Vogels. Das war Whiss, ein Wesen, das etwa die Größe eines Raben hatte, die Körperform eines Menschen mit winzigen Armen, Händen und Beinen und zarten, schmetterlingshaften Flügeln auf den Schultern. Der Kopf war ein Mittelding zwischen Vogel und Schildkröte und wies stark hervortretende Glupschaugen auf. »Weder das eine noch das andere laß' ich in dieser Phase zu, ihr Bengels.« Die Stimme von Whiss wechselte abermals. Das war seine Stärke. Als Stimmenimitator war er unschlagbar. Er konnte jede Sprache, jeden Klang nachahmen, jeden Laut wie ein Tonbandgerät wiedergeben. Jetzt redete er so, daß man Rani Mahay, den Koloß von Bhutan, oben in der Krone vermutete.

»Ich bitte mir äußerste Ruhe aus, das ist sehr wichtig.« Er teilte mit seinen kleinen Händen die Blätter und wurde ganz sichtbar. Mit fast tänzerischer Geste tastete er unter seine linke Achselhöhle und holte ein kleines, mattschimmerndes Ei hervor.

»Da tut sich was«, sagte er, diesmal die Stimme dämpfend. Er hielt das Ei an sein Ohr, klopfte zweimal gegen die Schale und lauschte dann geistesabwesend. »Er antwortet«, strahlte Whiss von einem Ohr zum andern. »Er hat zurückgemorst. Blop blop hat's geklungen… na, das wird ein strammer Bursche. Ganz wie ich. Das Bürschchen wird noch heute ausschlüpfen. Danach ist mir alles gleich. Dann könnt ihr aus der Palme Kleinholz machen, interessiert mich alles nicht mehr. Aber solange ich hier oben meditiere, verbiete ich mir jeden Unfug.«

Whiss steckte sein Ei wieder in die faltige Achselhöhle, die an den Hautsack eines Miniaturkänguruhs erinnerte, grüßte mit einem langgezogenen Schmatzlaut noch mal in die Tiefe und klappte dann den Blättervorhang vor sich zu.

Pepe und Jim mußten herzlich lachen und nahmen dann ihr Spiel wieder auf.

Der Mexikanerjunge lief los, als Jim - diesmal beträchtlich langsamer – zu zählen begann.

Pepe verschwand hinter blühenden Hibiskussträuchern.

Geduckt lief er weiter ins Landesinnere, immer mehr weg vom offenen Meer, über das sich ein strahlend blauer, wolkenloser Himmel spannte wie ein Tuch aus kostbarer Seide.

Pepe warf einige Male einen Blick zurück und stellte zufrieden fest, daß Jim sich noch nicht sehen ließ und sich an die Abmachungen hielt.

Der Knabe verschwand in den ausgedehnten Palmwäldern, die sich über die ganze Insel zogen.

Gefiltert fiel die Sonne durch das Blätterdach.

Da geschah etwas, womit niemand gerechnet hatte.

Gefahr auf Marlos, der Insel des Friedens, der Insel, die ein wahres Paradies war?

Für Pepe kam die Erkenntnis wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Er sah etwas Großes, Mattschimmerndes wie eine gewaltige silberne Wand vor sich.

Er prallte dagegen und konnte nicht mehr ausweichen. Im gleichen Augenblick krachte und barst es ringsum. Mehrere Palmen knickten um wie Streichhölzer.

Pepe erhielt einen Schlag gegen den Hinterkopf, ehe er der Gefahr ausweichen und sich mit Hilfe eines Gedankens an einen anderen Ort der Welt versetzen konnte.

Sein Bewußtsein erlosch.

*

»Achtundneunzig, neunundneunzig, hundert.«

Jim hielt es keine Sekunde länger zurück.

Wie eine Rakete jagte er davon und lief über den Erdhügel in den Palmenhain.

Wie von einer unsichtbaren Hand festgehalten, blieb der Guuf stehen.

Er schüttelte sich, öffnete und schloß mehrmals die Augen und wollte nicht glauben, was er sah.

Von seinem erhöhten Standort aus hatte er einen vortrefflichen Blick über den Palmenhain.

Mehrere Bäume waren umgestürzt und lagen verschachtelt, kreuz und quer übereinander.

Also doch!

Jim schluckte. Vorhin war es ihm so gewesen, als hätte er ein Krachen und Splittern gehört, doch durch das Rauschen der Brandung und dem gleichmäßigen Wind, der stets vom Meer her wehte, hatte er das Geräusch nicht so genau beachtet. Er maß ihm einfach keine Bedeutung zu.

Whiss, dieser Schlingel, imitierte, wenn ihm der Kopf danach stand, Lokomotivpfeifen, ratternde Autos, abstürzende Flugzeuge, zusammenbrechende Bäume. Er kam auf die verrücktesten Ideen, und kein Mensch nahm sie ihm übel.

Aber diesmal hatte Whiss nichts mit dem zu tun, was dort vorn passiert war.

Bäume waren abgeknickt, ohne daß es dafür einen plausiblen Grund gab. Und wenn Pepe zur gleichen Zeit…

Jim wagte gar nicht, den Gedanken zu Ende zu denken. Tiefes Erschrecken hatte ihn gepackt, und er rannte, als wäre der Teufel leibhaftig hinter ihm.

Jim nahm den kürzesten Weg. Er achtete nicht auf die niedrig hängenden Zweige an den Hibiskus-Sträuchern, die ihn streiften und Kratzer auf Händen und im Gesicht verursachten.

Der junge Guuf erreichte die fragliche Stelle.

»Pepe?« rief er, während er sich gleichzeitig in der Dämmerung des Palmwaldes umsah. Der Ruf hallte laut durch die klare Luft. »Gib mir Antwort, bitte… wir wiederholen das Ganze noch mal. Aber hier ist etwas passiert, und ich weiß nicht…« Abrupt unterbrach er sich.

Er sah plötzlich, daß tatsächlich etwas passiert war. Seine Befürchtung wurde zur Gewißheit.

Unter den Blättern ragte eine kleine braune Hand hervor, die sich verkrampft in den Boden gekrallt hatte.

»Pepe!« entrann es den Lippen Jims wie ein Hauch.

Der Guuf zögerte keine Sekunde.

Er räumte vorsichtig Blätter und Zweige beiseite, um zu dem Freund vordringen zu können.

Jims Herz schlug wie rasend, und er hoffte nur, daß Pepe nicht von der umstürzenden Palme erschlagen worden war.

Der Unterarm war blutverschmiert Jims Herzschlag setzte aus.

Dann sah er Pepe, der verkrümmt und reglos unter dem Baum lag.

Der Freund hatte eine umfangreiche Kopfverletzung bei dem Unglücksfall davongetragen und lebte noch. Sein Atem ging flach, sein Puls schwach.

Unglücksfall? Unwillkürlich mußte Jim über diesen Begriff nachdenken, als er wie von Sinnen davonlief, um Hilfe herbeizuholen. Aus eigener Kraft schaffte er es unmöglich, den zwischen Ästen und Zweigen eingeklemmten Pepe zu befreien.

War es ein Unglücksfall, wenn ohne ersichtlichen Grund mehrere Palmen zur gleichen Zeit umstürzten?

Stürme, die unter Umständen so etwas bewerkstelligten, gab es auf der Insel nicht. Marlos unterstand nicht den ›außerhalb‹ existierenden Wetterbedingungen.

Etwas völlig Absurdes, Unmögliches war passiert. Wie würden Björn und die anderen darauf reagieren?

Jim rief schon von weitem, als die Blockhütten in Sicht kamen.

Danielle de Barteaulieé und Carminia erschienen sofort auf der Bildfläche.

Rani Mahay und Björn hielten sich im Moment nicht auf der Insel auf. Nach dem glücklich überstandenen Abenteuer mit den mordenden Totempfählen aus der ›Höhle des Unheils‹, hatten sie sich nach einer Verschnaufpause noch mal in den afrikanischen Busch versetzt.

Sie waren auf der Suche nach weiteren Totempfählen aus der geheimnisumwitterten Höhle. Mindestens hundert waren es gewesen, die ursprünglich dort deponiert waren. Etwa fünfzig hatte Hellmark mit der ›Ewigen Flamme der Schlangengöttin Luku-U'moa‹ zerstört. Ein Totempfahl unterschied sich von allen anderen. Die geschnitzten Köpfe waren bis auf einen aus Holz. Einer – war ein echter Schädel, blaufahles Gebein, das von einer Schicht schwarzen Holzes umgeben war und von Hellmark abgeschlagen wurde. Der Schädel befand sich jetzt in der Geisterhöhle bei den anderen Trophäen.

Die Totems hatten sich als eine gefährliche Waffe herausgestellt, die unbedingt vernichtet werden mußte.

Ein Eingeborenenstamm, der die Guuf als Götzen verehrte, lebte mitten im Herzen Afrikas und war durch die Ereignisse um die Höhle des Unheils zu einem Handwerkszeug einer bösen Kraft geworden. Alle Eingeborenen bildeten ein Kollektiv. Sie fielen in Trance, faßten sich bei den Händen und konnten die unheimlichen Totems bewegen

wie riesige Speere, so daß sie mit grauenhafter Gewalt ihr Ziel erreichten und Menschen durchbohrten, von denen sie oft nichts wußten, und die sie dennoch durch die sensitive unsichtbare Brücke fühlten, über die sie mit dem Geist in den Totems verbunden waren.

Um die Aufgabe des vierten Weges bis zum letzten Rest zu erledigen, waren sie aufgebrochen, ehe Björn sich der fünften zuwenden wollte, von der er wußte, daß sie sehr eng mit der vierten zusammenhing.

Jim ging in seinen Gedanken einen Schritt weiter. Wenn hier auf Marlos etwas passierte, was eigentlich nicht sein durfte, dann war zu befürchten, daß die Mächte der Finsternis doch ein Tor gefunden hatten, in die Welt des Friedens und der Stille einzudringen.

»Carminia! Danielle!« Er war ganz außer Atem.

»Was ist denn los? Warum schreist du denn wie am Spieß?« fragte Carminia Brado. Ihre Haut hatte die Farbe von Sahnekaffee. Carminia war Brasilianerin, in ihrem ersten Leben nannte sie sich Loana und war die Tochter des Hestus.

Carminia und Danielle erkannten an Jims Verhalten sofort, daß etwas Einschneidendes passiert war.

»Wo ist Pepe? Ist etwas mit ihm?« fragte die Südamerikanerin.

Jim nickte aufgeregt und war völlig außer Atem, als er stockend seine Wahrnehmungen berichtete.

Carminia und Danielle erbleichten.

Gemeinsam mit Jim liefen sie zu der angegebenen Stelle und fanden alles genauso vor, wie von Jim berichtet.

»Pepe, oh, mein Gott!« Carminias Stimme klang brüchig. »Wie konnte das nur passieren?«

Sie verloren keine Zeit und leiteten sofort die Rettungsmaßnahmen ein. Mit gemeinsamen Kräften gelang es ihnen, so viele Zweige und Äste zu beseitigen, daß sie an den Verletzten herankamen.

Nur einem glücklichen Umstand war es zu verdanken, daß Pepe nicht zerschmettert worden war. Er war offensichtlich von einem der umstürzenden Stämme gestreift worden, doch der war dann nicht auf ihn gefallen und war gegen einen zweiten geprallt. Alle Stämme lagen kreuz und quer übereinander und bildeten unter sich einen Hohlraum. In dem lag Pepe.

Sie zogen ihn vorsichtig heraus und trugen ihn in das kleine friedliche Hüttendorf zurück.

Am liebsten hätte Carminia sofort Björn verständigt. Aber es war sinnlos, sich auf die Suche nach ihm zu begeben. Den genauen Aktionsort kannte sie nicht.

Pepe brauchte als erstes ihre Hilfe.

Die beiden Frauen versorgten mit den vorhandenen Mitteln die Wunde, so gut es ging. Aber damit allein war es nicht getan. Die

Hinterkopfverletzung sah böse aus, und Pepe war noch immer nicht zu sich gekommen.

Da verließ Carminia die Insel auf die Weise, zu der jeder imstande war, der sich längere Zeit auf Marlos aufhielt.

Sie konzentrierte sich auf den Punkt, den sie erreichen wollte und die Teleportation ereignete sich praktisch von allein.

Carminia Brado versetzte sich in das Treppenhaus der Praxis des Arztes Dr. Henry Mills.

Auf normalem Weg durch die Tür betrat sie dann die eigentlichen Praxisräume und meldete sich am Empfang. In einem verglasten Raum saßen zwei junge, ausgesprochen hübsche Sprechstundenhilfen. Die eine war groß und dunkelhaarig, schlank und gerade gewachsen, die andere einen Kopf kleiner, dunkelblond und sehr charmant.

»Ich muß Dr. Mills sprechen. Es ist dringend! Es handelt sich um einen Unfall.« Carminia Brado sprach ganz mechanisch.

Das Wort Unfall allein reichte, um die Dinge in Gang zu bringen.

Die Blonde nahm den Hörer ab, bat Carminia Brado um ihren Namen und machte Dr. Mills Mitteilung.

Der Arzt kam umgehend.

»Ist etwas mit Jim?« fragte er, als er der schönen Brasilianerin gegenüberstand. Mills hatte vor einigen Tagen den jungen Guuf behandelt. Doch Jims Schlafkrankheit war durch eine geistige Kraft ausgelöst worden, nicht durch eine körperliche Störung.

»Nein, das mit dem Unfall hat seine Richtigkeit, Doc… Pepe ist schwerverletzt. Er ist unter stürzende Bäume geraten.«

Carminia und Mills gingen Seite an Seite aus der Praxis, der Arzt zog die Tür hinter sich ins Schloß.

Im Treppenhaus waren sie unbeobachtet.

Carminia berührte Mills' Hand. Eine Sekunde später schon verschwanden die beiden Menschen wie ein Spuk. Daß ihre Körper jedoch substantiell gewesen waren, erkannte man daran, daß an der Stelle, an der sie sich eben noch befanden, fauchend die Luft zusammenschlug.

Carminia materialisierte mit Doc Mills mitten in der Hütte, in der der verbundene Pepe lag.

Henry Mills untersuchte den Jungen. Seine Miene wurde zusehends ernster.

»Er kann nicht hier bleiben«, sagte er schließlich. »Er hat sich eine böse Verletzung zugezogen. Wir müssen ihn röntgen, dann kann ich mehr sagen. Ich fürchte, wir werden jedoch um eine Operation nicht herumkommen.«

Er behielt recht.

Im Hospital ›St. Helens‹, das nur wenige Minuten von seiner Praxis entfernt lag und in dem er eine eigene Abteilung hatte, fiel die

Entscheidung, daß Pepe bleiben mußte.

Die Röntgenaufnahme hatte es an den Tag gebracht.

»Im Hirn hat sich ein Blutgerinnsel festgesetzt. Wir müssen es operativ entfernen. Der Eingriff wird nicht leicht sein, Miss Brado, ich muß ehrlich zu Ihnen sein. Die Chancen, daß wir es schaffen, stehen fifty-fifty.«

*

Noch benommen von dieser Nachricht, kehrte Carminia auf die Insel zurück.

Sie versetzte sich auf den höchsten Punkt des Erdhügels, von dem aus der Blick über den fraglichen Palmenwald ging, in dem das Unglück passiert war, das keiner von ihnen mitbekommen hatte.

Im Hain befand sich eine regelrechte Bresche. Sie war kreisrund, als wäre ein riesiger, kugeliger Körper an dieser Stelle zu Boden gegangen.

Ein Meteorit? Ein UFO?

Nein, ein Einschlag oder Absturz solcher Art wäre mit großer Geräuschentwicklung verbunden gewesen.

Da kam ihr eine andere Idee.

Diese kreisförmige Fläche – sie war groß genug, um Arsons Zeitschiff aufzunehmen, mit dem der Mann mit der Silberhaut vor Wochen von Marlos gestartet und bis zur Stunde nicht zurückgekehrt war.

Arson hatte sich vorgenommen, in die Vergangenheit der Insel Xantilon zurückzukehren und nach dem verschollenen ›Schwert des Toten Gottes‹ zu suchen, das Björn abhanden gekommen war. Apokalypta, die ›Ewige Unheilbringerin‹, die kriegerische Dämonin, sah sich schon am Ziel ihrer Wünsche, als sie Hellmark in eine Falle lockte und in die Vergangenheit entführte. Durch Geschick und ein Quentchen Glück, ohne das alles nicht zu schaffen gewesen wäre, hatte Hellmark sein Leben retten können. Doch das ›Schwert des Toten Gottes‹, mit dem allein er seine dämonischen Feinde empfindlich schlagen konnte, blieb unauffindbar.

Arson, ein Freund aus der Zukunft, der die Ziele, Strategien und Machenschaften der Mächte der Finsternis aus seiner Zeit heraus beobachtete und auswertete, glaubte, das Schwert aus der Zeit zurückholen zu können, da es für Kaphoon geschmiedet wurde. Und Kaphoon war in einer fernen Vergangenheit der Erde niemand anders gewesen als Björn Hellmark.

Carminia biß sich unwillkürlich auf die Lippen.

Einige Dinge kamen hier zusammen, deren überzeugender Wucht sie sich nicht entziehen konnte.

Konnte es sein, daß Arson den Versuch zur Rückkehr auf die Insel unternommen hatte – und daß es nur bei diesem Versuch geblieben war? War das Zeitschiff des Freundes aus der Zukunft bei dem Versuch, auf Marlos zu landen, irgendwo im Strom der Zeit verschollen?

Auch Björn Hellmark, der zufrieden mit seiner Mission in Begleitung Rani Mahays etwa anderthalb Stunden nach den Ereignissen auf die Insel zurückkehrte und Betroffenheit bei den Anwesenden vorfand, war der Ansicht, daß Carminias Überlegungen etwas für sich hatten.

Für den Bruchteil eines Augenblicks mußte Arsons kugelförmiges Zeitschiff Kontakt mit den Palmen gehabt haben. Das allein war schon ungewöhnlich. Arsons ›Landeplatz‹ lag normalerweise weiter südlich, jenseits des Hügels, auf festem Untergrund, der frei war von Vegetation.

Der Versuch des Mannes mit der Silberhaut zur Rückkehr war aus einem bisher unerfindlichen Grund mißlungen.

Dies alles besprachen und diskutierten sie im einzelnen erst, nachdem Björn sich durch einen Besuch im Krankenhaus über Pepes Zustand informiert hatte.

Er sprach anschließend noch mit Dr. Henry Mills, der ihm offen seine Besorgnis mitteilte.

Björns Miene war finster, als er mit den Freunden die Vorgänge analysierte, ohne eine wirkliche Erklärung zu finden.

Sein Unternehmen im Herzen Afrikas war durch weitere glückliche Aktionen gekennzeichnet. Zusammen mit Rani Mahay hatte er zwei weitere Totenorte gefunden und die Pfähle mit dem kalten Licht der Ewigen Flamme vernichtet. Das Feuer sprach nur auf die magisch aufgefüllten Totems an und ließ alles andere – die Bäume, Büsche, das trockene Gras – unbeschädigt.

Trotz aller Anstrengung und Aufmerksamkeit war es ihnen jedoch nicht gelungen, jenen rätselhaften Eingeborenenstamm – der nur aus knapp hundert Menschen bestand – ausfindig zu machen. Und dies wäre Hellmarks Meinung nach wichtig gewesen. Er hatte den Eindruck, daß nach seinem letzten Abenteuer die Schwarzen kopflos in den Dschungel gerannt waren und sich bei Gelegenheit wieder sammelten, um einen neuen und diesmal gefährlicheren Angriff zu starten.

Hellmark hatte seinen Doppelkörper Macabros noch mal in die Höhle des Unheils geschickt, um sich dort einen Eindruck über eventuelle Veränderungen zu machen. Er hatte nichts Verdächtiges registriert.

Aber es lag etwas in der Luft.

Da war Ak Nafuurs Warnung und fünfte Botschaft, Björn hatte das

Siegel längst aufgebrochen und sich mit dem Inhalt vertraut gemacht. Die Nachricht an ihn war kurz und bündig.

Ak Nafuur schrieb: »In die Zeit, da aller Wahrscheinlichkeit der Geist eines guufschen Magierpriesters mit Hilfe Jims neuen Einfluß zu gewinnen versucht, können die Pestreiter in Erscheinung treten. Sie sind die Vorhut Rha-Ta-N'mys und verbreiten Krankheit und Tod, wenn sie in Massen auftreten. Wo die Seuche herrscht, können die Dämonen sich ausbreiten, ist der Boden für die unheimliche, Grauen verbreitende Saat bereitet.

Das Wirken der Pestreiter, die nur Myriadus ausschicken kann, muß unter Kontrolle gebracht werden, ehe sie durch die Lüfte preschen und Jagd auf Unschuldige machen. Denn eines darfst du nie vergessen, Björn: Wo der Tod ist, beginnt für die Dämonengöttin das Leben, wenn du ihr den Boden des Todes entziehst, schwächst du sie, schwächst du die Magie ihrer Vertrauten, die Kraft der ranghöchsten Finsterlinge, die die Erde und diesen Teil des Universums unter ihre Macht bringen wollen. Durch deine Erfolge, die du logischerweise allein durch die vier zuletzt gelösten Aufgaben unter Beweis gestellt hast, ist Unruhe in die Reihen jener gekommen, deren erklärter Todfeind Nummer Eins du bist. Du mußt von nun an damit rechnen, daß Gefahren auftreten, die durch meine Botschaften und Lösungsmöglichkeiten nicht mehr berücksichtigt sind. Spätestens im Kampf gegen die Pestreiter beginnt ein Vabanque-Spiel, das nicht mehr zu durchschauen ist. Von allen Seiten kommen Gefahren auf dich zu, Rha-Ta-N'my hat deinen Vorstoß inzwischen erkannt und setzt alles daran, ihn abzublocken.«

Er kannte den Inhalt dieser fünften Botschaft so genau, daß er sich unwillkürlich die Frage stellte, ob eine der von Ak Nafuur erwähnten unbekannten Gefahren bereits aufgetreten war.

Ein Anschlag – auf der Insel? Auf Pepe?

Es war unwahrscheinlich, daß dieses Tabu-Eiland in den Schußbereich der Finsteren aus dem Dämonenreich gelangt war, aber er mußte es in sein Kalkül einbeziehen, solange er nicht wußte, wer oder was wirklich dahintersteckte.

Trotz aller Sorgen, die zusätzlich entstanden waren, mußte er die gestellte Aufgabe in Angriff nehmen, da half alles nichts.

Der Umschlag Nummer fünf war geöffnet, er mußte seinen Weg gehen, um die Gefahren in den Griff zu bekommen, die nicht nur ihn zu verschlingen drohten.

Er war froh darüber, daß es ihm gelungen war, jenen bestimmten Totem mit dem blaufahlen Schädel des Magier-Priesters, den er jetzt in der Geisterhöhle in Augenschein nahm, errungen zu haben.

Dies war der Beweis dafür, daß die Hauptgefahr durch die Totems gebannt war.

Im gleichen Gebiet jedoch waren auch jene rätselhaften Pestreiter zu finden, von denen Ak Nafuur in seiner Botschaft sprach. Unwillkürlich mußte Björn daran denken, daß in der vierten Nachricht an ihn der Hinweis zu finden war, daß er unter allen Umständen das Auftauchen der Pestreiter zu einem Zeitpunkt verhindern sollte, zu dem es ihm noch nicht gelungen war, den blauen Skelettkopf des Magier-Priesters in seinen Besitz zu bringen.

Das hatte offensichtlich geklappt.

Aber das Merkwürdige war nun, daß die Pestreiter sich weder in der Höhle, noch in deren Umgebung gezeigt hatten.

»Wir müssen den Eingeborenenstamm finden, Rani«, sagte Hellmark nachdenklich zu dem kräftigen, sympathischen Inder an seiner Seite. »Ich werde das dumpfe Gefühl nicht los, daß die Schwarzen noch viel mehr wissen, als wir ahnen.«

»Also noch mal in den Busch«, konstatierte Mahay. Er strich mit der rechten Hand über seinen kahlen Schädel. »Dann muß ich mir diesmal wohl die richtige Kopfbedeckung mitnehmen, um keinen Sonnenbrand zu kriegen. Tropenkleidung wäre in diesem Fall genau das Richtige.«

Er verschwand einige Sekunden später aus der Geisterhöhle. Als er fünf Minuten danach wieder zurückkehrte, trug er einen Strohhut, der tief sein Gesicht beschattete.

»Kleines Souvenir aus Kalkutta«, sagte er zufrieden. »Auf dem Markt waren sie billig angeboten, da habe ich ein paar Rupien angelegt. Und für dich habe ich auch gleich einen mitgebracht.« Mit diesen Worten brachte er seine Rechte nach vorn, die er die ganze Zeit über hinter dem Rücken versteckt hielt. Er hatte in der Tat einen zweiten Strohhut mitgebracht. »Einfach und geschmacklos, ich weiß«, seufzte er. »Zu einem richtigen Tropenhut hat es nicht gereicht. Ich glaube, wenn wir mal unsere ganzen Aufträge hinter uns haben und Rha-Ta-N'my ihr Interesse an uns aufgegeben hat, trete ich wieder im Zirkus auf. Dann können wir uns wieder einiges leisten, auf das wir jetzt verzichten müssen.«

»Ich vermisse nichts, Rani. Marlos bietet uns alles, was wir brauchen. Und Reisekosten für unsere Ausflüge in alle Welt brauchen wir nicht aufzubringen. Was wollen wir mehr? Ein Gedanke genügt – und wir sind mitten am Nordpol, bei den Eskimos oder im Herzen Afrikas.«

»Da ist mir das Letztere schon lieber. Mit meinen khakifarbenen Hosen bin ich stilgerecht gekleidet. Die Reise zu den Eskimos wäre so nicht durchzuführen. Pelzmantel, warme Unterwäsche, Pelzkappe, Wollschal. Aber ich könnte Danielle mal einen Tip geben. In einer ruhigen Stunde könnte sie beginnen, für mich ein paar warme Sachen zu stricken, findest du nicht auch? Wer weiß, was uns noch alles an

Überraschungen blüht, ein Ausflug in das Ewige Eis steht uns möglicherweise noch bevor, ohne daß wir etwas davon ahnen.«

Hellmark nahm den Strohhut entgegen und drückte sich ihn auf den Kopf. Die Kopfbedeckung war um mindestens eine Nummer zu klein.

Rani Mahay pfiff leise durch die Zähne, daß es als helles Echo durch die Geisterhöhle hallte. »Donnerwetter, das hatte ich nicht erwartet. Da kann man mal sehen, wie man sich oft täuscht Eigentlich kann es ja gar nicht sein, daß du einen so großen Kopf hast, woher soll der auch kommen, bei dem geringen Hirnumfang? Nur Leute, die viel denken, kriegen einen großen Kopf, habe ich mir mal sagen lassen.«

»Es gibt auch welche, die haben entweder zuviel Luft oder zuviel Wasser unter der Schädeldecke«, konterte Hellmark. »Ob sie dann wirklich auf eine besonders hohe Hutgröße stolz sein können, bleibt dahingestellt.«

Mahay sah den Freund mit leicht schräg geneigtem Kopf an. »Ich nehme an, daß du mich gezielt damit nicht gemeint hast, nicht wahr?«

»Nein, nein…«, winkte Hellmark ab, »ich habe nur ganz allgemein gesprochen. Anwesende sind immer ausgeschlossen, wie du weißt.«

Da atmete Rani Mahay tief durch. »Ich muß dir auch ein Geständnis machen. Die Hutgröße bei dir stimmt schon. Ich nehme an, daß das Stroh beim letzten Regen eingelaufen ist.« Er zuckte die Achseln. »Da kann man nichts dran machen, das muß man einfach so hinnehmen. Aber du kannst unbesorgt sein: wenn wir wieder im afrikanischen Busch sind, ändert sich die Hutgröße ganz von selbst. Hitze dehnt die Körper aus. Das ist ein unumstößliches physikalisches Gesetz. Wie das allerdings bei Holzköpfen ist, weiß ich nicht und…«

Hellmark sprang blitzartig nach vorn. Er kannte Mahays trockenen Humor. Es kam selten vor, daß der Inder mal Gebrauch davon machte, aber wenn er dann mal angefangen hatte, fand er nicht mehr so schnell ein Ende. Und das wollte Björn Hellmark nun von seiner Seite herbeiführen.

Er griff ins Leere.

Rani Mahay hatte die Bewegung seines Freundes im Ansatz erkannt.

Die Stelle, an der er eben noch gestanden hatte, war erfüllt von flirrender Luft und einem leisen, im Nichts entschwindenden Lachen.

»Na, warte…« Hellmark ließ Macabros entstehen. Im Gegensatz zu allen anderen, die auf Marlos lebten, konnte er durch reine Geisteskraft seinen Astralleib entstehen lassen. Mit ihm war es möglich, jeden beliebigen Punkt auf und jenseits der Erde aufzusuchen oder seine Originalkörper anderswohin zu versetzen. Seine Freunde hatten die Möglichkeit, sich selbst durch Gedankenkraft an einen

anderen Ort zu teleportieren.

Genau das hatte Rani Mahay in diesem Moment getan.

Hellmark zog sofort nach.

Er konnte sich denken, welches Ziel Rani angepeilt hatte.

Macabros und Björn verschwanden nur eine zehntel Sekunde nach dem ›Sprung‹ des Inders.

Die Umgebung der Geisterhöhle, in der eine zwielichtige Atmosphäre herrschte, löste sich auf wie ein Schemen, eine neue Umgebung entstand.

Raunen, Wispern und Kreischen erfüllte den Dschungel, in dem er ankam.

Mitten im afrikanischen Busch, wenige Schritte von der Stelle entfernt, wo die Höhle des Unheils sich befand, materialisierten Hellmark und sein Zweitkörper. Björn löste, als er festen Boden unter den Füßen spürte, Macabros sofort auf, um unnötigen Kräfteverlust zu vermeiden. Beide Körper lebendig und voll aktiv zu halten, ging an die Substanz. Nur in Zeiten besonderer Gefahr machte Hellmark deshalb davon Gebrauch.

Er blickte sich um.

Seine Vermutung, daß er praktisch die gleiche Stelle erreicht hatte wie Rani Mahay, bestätigte sich nicht.

Björn warf einen Blick zum Höhleneingang, der mehr zu ahnen als zu sehen war. Ein Hügel, von Bäumen, Büschen und Dickicht bewachsen, beherbergte die Erdhöhle, in der Hunderte von Totems und morschen Skeletten gelegen hatten. Durch magischen Einfluß und parapsychische Kräfte waren die Totems und Skelette aus der Höhle transportiert worden, und aus dem festen Untergrund war ein schlammiger, lebensfeindlicher Sumpf geworden.

Es gab hier Tausende von Versteckmöglichkeiten. Mahay konnte ganz in seiner Nähe im undurchdringlichen Dickicht hocken und sich daran freuen, daß Hellmark vergebens nach ihm Ausschau hielt.

»Rani?« Björn stellte die Frage nur ein einziges Mal. Seine Stimme klang ernst.

Er kannte den Inder lange genug, um zu wissen, daß spätestens jetzt jeder Flachs ein Ende finden würde. Mahay würde sich niemals dazu hinreißen lassen, sich vor dem Freund zu verstecken und ihn in Ungewißheit zu lassen.

Zu viele ungewöhnliche Abenteuer hatten sie schon gemeinsam bestanden, um zu wissen, daß das Unheil aus Dämonenhand blitzschnell und unerwartet zuschlagen konnte.

Hier hörte der Spaß auf.

Entweder hatte Rani sich an einen anderen Ort versetzt oder unmittelbar während seiner Ankunft an diesem Treffpunkt, von dem aus sie noch mal die Höhle inspizieren wollten, war etwas passiert,

das wie ein Blitz aus heiterem Himmel gekommen war. Eine Gefahr, der Rani Mahay nicht mehr rechtzeitig hatte entfliehen können?!

Genauso war es!

Es schien, als würde der Gedanke, der ihm so blitzartig kam, das auslösen, was er durch Überlegung herauszufinden versuchte.

Es schien, als würde ein Orkan losbrechen.

Die Luft war erfüllt von einem gewaltigen Rauschen. Blätter wurden abgerissen. Hellmark sah für den Bruchteil einer Sekunde einen silbernen Blitz, dann spürte er den Sog.

Instinktiv schlug er um sich, fühlte die Gefahr und versuchte ihr im selben Moment zu begegnen.

Er wurde durch eine Art Tor gezerrt, dessen Herkunft und Aussehen er nicht mehr genau registrierte.

Er dachte an Marlos, unternahm aber nicht mehr den ernsthaften Versuch, die Flucht zu ergreifen. Nur wenn er die Gefahr riskierte, kam er möglicherweise dahinter, was Rani Mahay zum Schicksal geworden war, was für Feinde es waren, die ihnen ans Leder wollten und was für eine ›Maschinerie‹ hier eingesetzt wurde, um sie zu entführen.

Die Umgebung bestand aus kahlen, nackten Wandflächen.

Das waren seine einzigen und letzten Eindrücke.

Selbst wenn er jetzt noch versucht hätte, einen ›Sprung‹ nach Marlos durchzuführen, er wäre ihm nicht mehr gelungen.

Die Lähmung erfaßte ihn ganz und schnell.

Er tat nur einen einzigen Atemzug. Das genügte. Die Luft war mit einem geruch- und geschmacklosen Betäubungsgas durchsetzt.

Kaum atmete er es in seine Lungen, fühlte er auch schon die Wirkung.

Sein Kopf wurde schwer wie Blei, seine Glieder sanken herab, und er stürzte zu Boden, da er nicht mehr die Kraft hatte, sich aufrecht zu halten.

Er fiel in eine unauslotbare Tiefe, vergaß, wer er war, woher er kam und was er wollte.

*

»Skalpell… Tupfer…«, die Stimme des Arztes klang leise und ruhig. Die assistierende Schwester kannte jeden Handgriff. Die gebrauchten Instrumente klapperten auf dem metallenen Tablett.

Das eingearbeitete Team kam gut voran.

Professor Henderson, eine Kapazität auf dem Gebiet der Gehirnchirurgie, hatte auf Henry Mills’ Bitten sich bereit erklärt, den Eingriff vorzunehmen.

Alles lief programmgemäß.

Am offenen Hirn entfernte Henderson einen Blutsack. Wenig später wurde die Schädeldecke wieder geschlossen.

Über zwei Drittel der schwarzgelockten Haarpracht Pepes war dem Rasiermesser zum Opfer gefallen.

»Fertig«, Henderson legte die Schere in das ihm dargebotene Tablett. Ein Assistenzarzt brachte die Klammern und einen dicken Kopfverband an.

Der Operierte wurde wenig später in die Intensivstation gebracht und an diverse Instrumente angeschlossen. Eine Infusion begann zu laufen.

Zehn Minuten nach der Operation kündigte sich die Katastrophe an.

Herzrhythmusstörungen traten auf, Pepes Kreislauf spielte verrückt.

Die vor den Monitoren sitzende Krankenschwester erkannte an den ausgedruckten Werten sofort, daß etwas nicht in Ordnung war.

Ihre Augen verengten sich.

Automatisch erfolgte eine Adrenalingabe, als die Instrumente die Verlangsamung des Herzschlages registrierten.

Dann erscholl auch schon das Signal, das ankündigte, daß in diesem Augenblick das Herz stehen blieb!

*

Der Arzt war sofort alarmiert, aber er kam zu spät.

Henderson wurde bleich und schüttelte den Kopf. »Ich verstehe das nicht«, sagte er, noch während er eine Herzmassage einleitete. »Das paßt nicht zum Symptomenkomplex. Riskant allein war die Operation selbst. Die hat er gut überstanden. Sein Herz war gesund, sein Kreislauf hat die Belastung bestens verkraftet, da stimmt doch etwas nicht.« Das letztere sagte er so leise, daß es wie im Selbstgespräch klang.

Fassungslos stand der Arzt vor dem jungen Patienten, der auf eine ihm unerklärliche Weise gestorben war.

»Tot«, murmelte der Professor. Er tupfte sich mit einem Taschentuch die schweißnasse Stirn ab. »Er ist tot…«

»Nein!« schrie es da in Pepe. Er wollte auf sich aufmerksam machen, sah und hörte alles.

Doch es war ihm, als träume er einen seltsamen, unheilschweren Traum.

Er nahm alles aus einer verzerrten, ihm zunächst unerklärlichen Perspektive wahr.

Er hatte das Gefühl unendlicher Schwerelosigkeit und meinte zu schweben. In der Tat sah er alles so, als schwebe er unter der Decke

und sah einen reglosen, unter einem weißen Laken liegenden Körper, den Kopf, der mit einem dicken Verband umwickelt war.

»Ich bin nicht tot! Ich lebe! Könnt ihr mich denn nicht sehen?«

Was er sagen wollte, blieb unausgesprochen. Seine Lippen bewegten sich nicht, er hatte – als schwebender Geist unter der Decke – keinen Kehlkopf, der seine Worte hörbar gemacht hätte.

Er hatte sich von seinem Körper gelöst!

Seltsam, wenn er an sich herunterblickte, dann war alles vorhanden. Er sah seinen Leib, aber die anderen nahmen ihn nicht wahr.

Er hing wie ein Ballon in der Luft, während die Bahre mit seinem toten Körper weggeschoben wurde.

»Ich muß ihnen beweisen, daß ich noch lebe, daß ich da bin, daß sie sich irren, irgend etwas stimmt in ihren Instrumenten nicht. Sie zeigen nicht richtig an.« Die Gedanken drehten sich in ihm wie ein Karussell.

Er begriff, daß er seinen Körper verlassen und sich von ihm getrennt hatte. Aber da er noch alles wahrnahm, konnte dies unmöglich der Tod sein.

Sie mußten merken, daß hier etwas nicht stimmte!

Der Gedanke, was er tun könnte, kam ihm ganz plötzlich.

Die weiße Kugellampe hing dicht vor ihm. Pepe stieß mit beiden Händen dagegen.

Der Erfolg ließ nicht auf sich warten. Die große schwere Lampe pendelte wie ein runder Perpendikel hin und her.

»Professor?!« Die Krankenschwester sagte sonst kein Wort.

Der Arzt, der schon nach draußen gehen wollte, blieb abrupt stehen.

Er folgte dem Blick der Krankenschwester und nahm das gleiche wie sie wahr.

Er hielt den Atem an, seine Blicke wanderten an den Wänden entlang. Er hatte einen Verdacht, nein, die Bilder hingen ruhig, die Fensterscheiben klirrten nicht. Kein Erdbeben.

Seit den heftigen Erdstößen in Kalifornien war in den Staaten die Angst vor Erdbeben groß. Aber hier in New York dürfte doch die Wahrscheinlichkeit gering sein, daß ein solch gewaltiges Naturereignis eintrat.

Mit gemischten Gefühlen und ohne eine Erklärung dafür zu finden, weshalb die Lampe in Bewegung geraten war, sahen der Professor und die Krankenschwester dem ausschwingenden Beleuchtungskörper zu.

Dann war alles wieder normal.

Ein herbeigerufener Krankenpfleger schob die Bahre mit Pepe auf den Korridor.

Sie wollten ihn in die Leichenhalle bringen!

Da bekam Pepe, der – wie er endlich begriff – unsichtbar war und nur in der Lage, sich selbst wahrzunehmen, es doch mit der Angst zu tun.

Sie würden ihn lebendig begraben!

Sie konnten nicht erkennen, daß er aus seinem Körper herausgetreten war, daß seine organischen Abläufe noch funktionierten, allerdings auf einem derart niedrigen Niveau, daß es von den elektronischen Instrumenten nicht mehr registriert wurde.

Professor Henderson suchte sofort sein Büro auf. Er setzte sich telefonisch mit Henry Mills in Verbindung und teilte ihm die traurige Nachricht mit.

Dr. Mills würde Carminia Brado informieren, sobald diese bei ihm auftauchte.

Das durfte nicht sein.

Der unsichtbare Gast suchte verzweifelt nach einem Ausweg aus diesem Dilemma.

Was konnte er tun?

Die Heftigkeit seiner Gefühle führte zu einer unkontrollierten Reaktion.

Ein Blitz kam aus der Telefonleitung. Im gleichen Augenblick, als Professor Henderson mit erschrecktem Aufschrei den Hörer fallen ließ, schoß eine Stichflamme aus dem Wandabschluß, und das Kabel wurde mit einem Ruck herausgezerrt.

Es würde eine Weile dauern, ehe der Anschluß wieder repariert war.

Pepe selbst war erschrocken darüber, was da an Kraft aus ihm gekommen war. Das hatte er nicht gewollt. Sein Unterbewußtsein arbeitete weiter und trieb ihn voran.

Das Telefonat zwischen Henderson und Dr. Mills war unterbrochen. Das war gut so. Bis der Professor seinen Schreck überwunden hatte, verging geraume Zeit. Die wollte Pepe nutzen.

Sein lebloser, zugedeckter Körper wurde mit dem Lift nach unten gebracht. In die kühlen, kahlen und dunklen Kellerräume.

Pepes Geist, der sich von seinem Leib getrennt hatte, schwebte eilends die Korridore entlang. Er berührte mehrere Lampen und versetzte sie in schwingende Bewegungen. Dies wurde auch von vielen Personen wahrgenommen, und man war irritiert. Wie es aber zustande kam, wußte niemand zu erklären. Und auch er konnte keinen Hinweis darauf geben. Das war sein Manko.

Er hatte eine andere Idee und war erstaunt darüber, daß er nicht gleich darauf gekommen war.

Wenn er den gleichen Weg nahm wie sein toter Körper, dann konnte überhaupt nichts schief gehen. Er brauchte nur noch in seinen Leib zu schlüpfen, und alle Körperfunktionen würden wieder in Gang

kommen, und zwar so, daß sie mit bloßem Auge zu sehen waren. Wenn er wieder atmete, wenn sein Herz wieder schlug – konnte es keinen Zweifel geben, daß er lebte.

Er erreichte die unterste Treppe und mußte vor einer Tür haltmachen. Es war eine graue Eisentür. Sie war verschlossen.

Da kam der Lift, und Pepe unterließ den Versuch, mit seinen parapsychischen Sinnen das Schloß zu knacken. Ein Problem wäre es nicht für ihn gewesen.

Aber das Auftauchen des Pflegers, der die Bahre schob, ersparte Pepe einen solchen ›Angriff‹ mit seinen übersinnlichen Anlagen.

Noch ehe der Pfleger den Schlüssel ins Schloß steckte, handelte Pepe.

Er ließ sich in die Tiefe fallen, direkt seinem reglosen Leib entgegen. Jetzt brauchten sich Geist, Seele und Körper nur wieder zu vereinen und dem Pfleger würde es nicht entgehen, wie sich unter der Decke Pepes Brust durch tiefe Atemzüge hob und senkte.

Pepe schrie wild auf. Es war ein lautloser Schrei. Sein unsichtbarer Geist erkannte die grauenvolle Tragweite dessen, was sich auf eine unerklärliche Weise ereignet hatte.

Er unternahm mehrere Anläufe, doch kein einziger führte zum Ziel.

Er schaffte es nicht mehr, sich mit seinem reglosen Leib zu verbinden! Er war wirklich tot.

*

Verkehrschaos in den Straßen zur Rush hour, Menschen, die zur Metro hetzten, ihre Büros verließen, Tausende, die in den Supermärkten noch einkauften, um für den Abend noch ein Essen bereiten zu können. Alltag in New York.

Unter den Tausenden von Passanten befand sich ein Mann, der zum erstenmal New Yorker Boden betrat.

Er war groß, dunkelblond und braungebrannt. Ein energisches Gesicht, ein klarer Blick zeichnete ihn aus.

Der Mann war Engländer und hieß - Eric Fraplin.

Die Lachfältchen in seinen Augenwinkeln kündeten davon, daß dieser Mann oft herzlich lachte. Aber das lag schon eine Zeitlang zurück.

In den letzten Tagen hatte Eric Fraplin keinen Grund zum Lachen gehabt. Er wirkte müde, übernächtigt und ernst.

Aufmerksam sah er sich um, als suche er etwas.

Ja, da war es. Das ›Bonman-Hotel‹. Dort sollte er zur Zeit wohnen.

Fraplins Körper straffte sich. Um ins Bonman zu kommen, mußte er die Straße überqueren. An der Ampel zündete Fraplin sich eine Zigarette an und inhalierte tief. Er war aufgeregt, ein Zustand, der

selten eintrat. Aber wenn es mal so weit war, dann steckte auch ein triftiger Grund dahinter.

Peggys Zustand machte ihm zu schaffen. Niemand wußte Rat. Bis zur Stunde war nicht geklärt, welcher Art die Infektion war, und alle medizinischen Maßnahmen hatten sich inzwischen als wirkungslos erwiesen.

Das ›Bonman-Hotel‹ war ein Haus der Mittelklasse. Die Rezeption war einfach, der Aufenthaltsraum mit offenem Kamin ausgestattet, in dem Holzscheite knisterten. Einige Hotelgäste saßen in den bequemen Sesseln und blätterten in Magazinen oder Tageszeitungen oder beobachteten durch die breite Glastür den Verkehr auf der Straße.

»Please, Sir, Sie wünschen?« wurde Fraplin angesprochen, noch ehe er etwas sagte.

»Ein Bekannter von mir wohnt seit einigen Tagen im Bonman. Sein Name ist Fred Mason, würden Sie mir bitte sagen, in welchem Zimmer er untergebracht ist?«

»Aber selbstverständlich, Sir.« Der Concierge war sehr freundlich. »Da muß ich in meinem schlauen Buch nachsehen.«

Er zog den dickleibigen Band, der in schwarzes Leder eingeschlagen war, zu sich heran.

»Mason«, murmelte er, mit dem Finger rasch über die Seiten gleitend. »Mister Mason war im Haus, so weit ich mich, erinnere, aber ich glaube, daß er sich nicht mehr hier aufhält.«

»Aber das kann nicht sein!« Eric Fraplin wirkte förmlich erschrocken. »Man hat mir ausdrücklich gesagt, daß er sich mit Bestimmtheit…«

»Nein, Sir, tut mir leid«, schüttelte da der Concierge den Kopf, und Fraplin unterbrach sich. »Mister Mason ist vor zwei Tagen abgereist.«

»Mister Fred Mason?«

»Ja, Sir.«

Fraplin schloß drei Sekunden verwirrt und erregt die Augen. Da hatte er soviel Zeit und Geschicklichkeit aufgewendet, um Masons Spur ausfindig zu machen, und nun erwies sich das Ganze doch als ein Schlag ins Wasser.

Das Ganze noch mal von vorn?

»Er hat allerdings eine Nachricht hinterlassen, sehe ich gerade hier«, tönte die Stimme des Mannes hinter der Rezeption wieder auf.

Eric Fraplin fuhr wie elektrisiert zusammen.

»Welche Nachricht?«

»Für Leute, die ihn eventuell zu sprechen wünschen. Mister Mason wohnt zur Zeit in einem Landhaus in Charlton Town, das liegt rund vierzig Meilen von New York entfernt, Sir.«

Fraplin wollte erst sagen, daß sich der andere bestimmt täusche. Was wollte Mason außerhalb der Stadt – und dann noch so weit

entfernt?

Aber ein Irrtum schien ausgeschlossen.

Die Daten Masons stimmten mit denen überein, die Fraplin kannte.

Er ließ sich die neue Anschrift geben und hatte es danach sehr eilig, das Hotel zu verlassen. Zehn Minuten später saß er schon im nächsten Zug und kehrte New York den Rücken.

Der Ort, zu dem das abseits gelegene Landhaus gehörte, hatte keine eigene Bahnstation.

Fraplin ließ sich mit dem Taxi hinbringen.

Hinter sanft geschwungenen, bewaldeten Hügeln lag in einem Tal das Haus. Als es bereits dunkelte, kam Fraplin dort an.

Das Haus – hinter Bäumen und Büschen verborgen – umgab ein wackeliger Lattenzaun, der das große Grundstück begrenzte.

Hinter einem Fenster war schwacher Lichtschein zu erkennen.

Fraplin hatte schon viele merkwürdige und gefährliche Abenteuer erlebt. Kaltblütig und ohne Furcht hatte er der Gefahr ins Auge geblickt und sich keinen Moment irritieren lassen.

Aber seltsam, ein altes, abseits stehendes Haus war plötzlich die Ursache dafür, daß es ihm eiskalt über den Rücken lief, daß er Angst hatte.

Angst – wovor?

Er wußte es nicht. Das Gefühl war einfach da.

Wurde er langsam alt oder verrückt? Was war nur los mit ihm? Hing es damit zusammen, daß er in der letzten Zeit so viele Sorgen und kaum geschlafen hatte? Das war noch die einleuchtendste Erklärung.

Einige Minuten stand er nach der Abfahrt des Taxis da und betrachtete das einsame alte Haus. Es war einstöckig, die Front verwittert wie der hölzerne Zaun, das ganze Anwesen machte einen ungepflegten Eindruck.

Er fragte sich, wie Fred Mason gerade dazu kam, sich dort einzuquartieren?

Fraplin gab sich einen Ruck. Die niedrige Zauntür stand halb offen. An ihr gab es weder Schloß noch Riegel, so daß sie gar nicht mehr geschlossen werden konnte.

Am Pfosten links neben der Tür hing ein verrosteter Briefkasten. Er trug kein Namensschild.

Dies alles war schon sehr merkwürdig.

Was für einen Grund mochte Fred Mason gehabt haben, sein verhältnismäßig komfortables Domizil im ›Bonman-Hotel‹ aufzugeben und hier einzuziehen?

Wieder stellten sich Zweifel ein. Vielleicht war das doch ein anderer Mason, der hier lebte und seine Adresse im Hotel hinterlassen hatte.

Der Gedanke, daß New York nur vierzig Meilen von diesem Landhaus entfernt lag, kam ihm geradezu absurd vor.

Fraplin hatte das Gefühl, am anderen Ende der Welt zu sein.

Die verrosteten Scharniere quietschten, als er die klapprige Tür vollends zurückschob.

Auf das Geräusch hin näherte sich jedoch niemand, um nachzusehen, wer in dieser Abgeschiedenheit jetzt zu Besuch kam. Abermals mit gemischten Gefühlen stellte Eric Fraplin diese Tatsache fest.

Er stand vor der Haustür. Es gab zwar eine Klingel, aber sie funktionierte nicht.

Fraplin klopfte an und versuchte den eigenartigen Furchtgefühlen Herr zu werden. Es lag etwas in der Luft, das er sich nicht erklären konnte. Die Atmosphäre war von irgend etwas Unaussprechlichem, Namenlosem erfüllt.

Er klopfte an.

Mit etwas mehr Druck wäre es keine Schwierigkeit gewesen, die Tür nach innen zu drücken. Aus der Nähe erst sah man die Schäden, die Alter, Wind und Wetter verursacht hatten. Risse liefen quer über die Wände, das Dach war etwas nach vorn gesackt, und bei schlechtem Wetter pfiff der Wind durch die morschen Balken. Es regnete hinein.

Hier sollte Fred Mason wohnen?

Fraplin wurde seit seiner Ankunft das Gefühl nicht mehr los, daß er dies alles nur träumte.

Der Traum mußte im ›Bonman-Hotel‹ begonnen haben. Er war von all den Aufregungen und Strapazen so übermüdet, daß er wahrscheinlich gar nicht bemerkt hatte, wie er eingeschlafen war. Nun lag er in seinem Hotel und träumte diesen verrückten Traum oder er war ganz und gar noch mitten im Dschungel, Peggy lag neben ihm, und morgen früh würde sie ihren Weg dann auf den Spuren Masons weiterführen.

Mason und dessen bisher unbekannter Grund, der dazu geführt hatte, daß er eine maßgebende Expedition in den Dschungel abbrach, beschäftigten ihn schließlich seit geraumer Zeit. Da war es kein Wunder, wenn er derart irres Zeug träumte.

Aber nun wollte er aufwachen. Wahrscheinlich war es höchste Zeit, damit sie endlich weiterkamen, aber durch den nächtlichen Zwischenfall schlief er offensichtlich länger, als es gewöhnlich seine Art war.

Von den Eingeborenenträgern hörte er auch noch nichts. Die waren doch sonst auch schon früh auf den Beinen und machten Krach wie die Affen im Busch.

Aber es war weiterhin ruhig.

Er wollte unbedingt aufwachen, doch er konnte nicht. Der seltsame Traum, von dem er nicht wußte, ob es wirklich einer war, ging weiter.

Schritte im Haus, die Tür wurde geöffnet.

Vor ihm auf der Schwelle stand Fred Mason.

»Hallo, Mister Mason«, sagte Eric Fraplin.

Der ihm Gegenüberstehende, fast gleichaltrig, musterte ihn mit klaren Augen von Kopf bis Fuß. »Ja, bitte?« fragte er. »Was wollen Sie?«

»Mit Ihnen sprechen, in einer dringenden Angelegenheit. Es ist doch richtig, daß Sie vor einigen Wochen eine Expedition in den Dschungel aus bisher ungeklärten Gründen abbrachen, nicht wahr?«

»Sind Sie von der Presse?« fragte Mason einfach zurück, ohne auf Fraplins Frage einzugehen.

»Nein. Ich bin in einer privaten Angelegenheit hier. Es geht um Leben und Tod! Dies alles wird Sie weniger wundern, wenn ich Sie wissen lasse, daß ich Ihren Lebensweg seit geraumer Zeit verfolge und sofern mir das möglich war, kaum einen Ihrer Vorträge auf Ihren Reisen ausgelassen habe. Ich bin um den halben Erdball geflogen, um Sie zu finden.«

»Was Ihnen auch gelungen ist«, nickte Mason. Ein flüchtiges Lächeln huschte um seine Lippen. Er war braungebrannt wie Fraplin, wirkte aber kräftiger und sah erholter aus. Die letzte Reise schien demnach doch keine Strapaze für ihn gewesen zu sein, wie Fraplin angenommen hatte. Andererseits hatte’ Mason nach seiner Rückkehr Zeit gehabt, sich wieder zu erholen.

»Das bereitete mir nur anfangs Mühe. Ich hatte damit gerechnet, Sie in Ihrem Heimatort in England anzutreffen. Leider war dies nicht der Fall. – Ein bestimmtes Ereignis hat Sie veranlaßt, jedoch umgehend in die Staaten zu fliegen, als sich herausstellte, daß die Arzte in Ihrem Heimatland Ihnen kaum Hoffnung auf Hilfe geben konnten.«

Fraplin wußte, daß er sich allein mit dieser Andeutung mit einem schnellen Schritt nach vorn wagte. Doch es hatte keinen Sinn, bei nichtssagendem Geplänkel zu bleiben. Mason mußte merken, daß sein Besucher einen handfesten Grund hatte, hier aufzutauchen und gerade diese Dinge zur Sprache zu bringen.

Die Reaktion bewies auch, daß sein Vorstoß ins Schwarze getroffen hatte.

Mason konnte seine Überraschung nur schwerlich verbergen.

»Wer sind Sie und was reden Sie da für einen Unsinn?« fragte er barsch. »Ich bin kerngesund.«

»Ich habe auch nicht von Ihnen gesprochen, Mister Mason, sondern von Ihrer Frau Elisabeth. Mein Name ist Eric Fraplin – wir haben fast ein gleiches Hobby.«

»Sie sind der Fraplin, der kreuz und quer durch die Welt reist, und von dem man dann hin und wieder einen Brief aus dem Himalaya oder aus Tibet oder Tonga in den Tageszeitungen lesen kann?« Er faßte sich an die Stirn. »Ja, ich kenne Sie, habe schon Fotos von Ihnen gesehen. In der Zeitung. Jetzt weiß ich auch, weshalb mir Ihr Gesicht so bekannt vorkam, aber im ersten Moment habe ich nicht gewußt… Sie hätten Ihren Namen gleich nennen sollen.«

»An das Naheliegende denkt man stets zuletzt, Mister Mason.«

Fred Mason bat den Besucher ins Haus. Hinter der Tür gab es einen kleinen quadratischen Windfang. Von dort aus führte eine weitere Tür direkt ins Wohnzimmer.

»Ich wohne im Augenblick unter sehr bescheidenen Umständen, ich weiß«, sagte er schnell, als er Fraplins Blick bemerkte. »Das ist kein Raum, das ist ein Loch.«

Die Bezeichnung traf den Nagel auf den Kopf.

Ein alter Tisch, der grau und matt war, von einer scharfen Säure zerfressen schien, stand mitten im Raum. Zwei einfache Holzstühle, die nicht viel besser aussahen, standen davor.

Es gab sogar ein Sofa. Offensichtlich diente es Mason zum Schlafen. Einige neue Wolldecken, die zerwühlt dort lagen, ließen diesen Gedanken zu.

Mitten auf dem Tisch stand eine Petroleumlampe. Sie erzeugte das bernsteinfarbene, gemütliche Licht, das er durch die Fensterscheibe von draußen wahrgenommen hatte.

Vom Wohnzimmer aus führte eine Tür in eine kleine Küche. Dort stand auf einem klobigen Holzklotz ein zweiflammiger Gasbrenner, wie er von Campingfreunden gern benutzt wurde.

»Ich koche mir gerade einen Kaffee. Darf ich Ihnen eine Tasse anbieten? Oder kann es etwas Scharfes sein? Ein Bourbon? Gin Fizz? Sie wundern sich, das sehe ich Ihnen an. Eine armselige Behausung, aber an Essen und Trinken große Auswahl.«

Fraplin entschied sich für eine Tasse Kaffee. Die tat ihm sicher gut und weckte seine Lebensgeister.

Als Mason in die kleine Küche ging und ihm kurz den Rücken zuwandte, kniff Fraplin sich in den Oberarm. Er fühlte den spitzen Schmerz.

Dann saßen sich die beiden so ähnlichen Männer gegenüber, und Fraplin erzählte seine Geschichte.

Er sprach von seinem Unternehmen, Masons Spuren zu folgen, hinter das Geheimnis seiner Expedition zu kommen. »Denn daß sie sich diesmal von allen vorhergegangenen unterschied, wurde mir sofort klar, als ich zu recherchieren begann. Ich kam anfangs nicht dahinter, weshalb Sie die Reise abgebrochen hatten. Erst als es Peggy passierte, ging mir ein Licht auf. Peggy Lascane ist seit einiger Zeit mit

mir befreundet, wir haben in den letzten Jahren unsere Reisen stets gemeinsam unternommen. Auf dem Weg, den Sie vor uns gegangen waren, erkrankte Peggy plötzlich. Hohes Fieber stellte sich bei ihr ein«, vor seinem geistigen Auge liefen die Ereignisse in chronologischer Reihenfolge ab. »Ich hoffte, daß es nur vorübergehend sei. Auf Penicillinspritzen sprach Peggy nicht an. Zwei Tage versuchte ich es, aber keine Veränderung in ihrem Verhalten trat ein. Zwei Tage setzte ich trotz der Infektion den Weg in den Dschungel fort. Zwei Eingeborene trugen Peggy Lascane in einer Tuchbahre durch den Dschungel. Ich hoffte ständig auf Besserung. Aber dann blieb mir nichts anderes übrig, als den Marsch abzubrechen, wenn ich Peggys Leben nicht leichtfertig aufs Spiel setzen wollte.

Wir waren drei Tage Fußmarsch von dem Dorf Dobala entfernt. Dorthin mußten wir zuerst. Mit meinem Funkgerät informierte ich inzwischen eine Missionsstation dreihundert Meilen weiter südlich. Die schickten eine Maschine, mit der Peggy von Dobala abtransportiert wurde. Ich blieb an ihrer Seite. Meine gesamte Ausrüstung ließ ich in Dobala zurück, dabei weiß ich nicht mal, ob ich je wieder dorthin zurückkehre.

Noch in Afrika wurde Peggy Lascane einer Untersuchung unterzogen. Sie wurde mit Antibiotika vollgepumpt. Es nutzte alles nichts, es blieb alles beim alten. Mit keiner bekannten Krankheit war Peggys Zustand zu vergleichen. Die Symptome paßten nirgends hin, außer Fieber gab es nichts, und in ihrem Blut ließen sich ebenso wenig Krankheitserreger feststellen wie in ihren Organen und ihrer Rückenmarksflüssigkeit.

Durch einen Zufall bekam ich etwas mit, das mich förmlich elektrisierte.

Ein Arzt machte zu einem anderen eine Bemerkung. Er sagte, daß dies jetzt schon der zweite Fall sei, der nicht in das Bild der herkömmlichen Krankheiten passe. Er jedenfalls könne nichts damit anfangen.

Ein Engländer namens Mason hätte seine Begleiterin; die an einer fieberhaften Infektion erkrankt war, kürzlich hierher gebracht. Man hatte ihr nicht helfen können. Da hakte ich nach. Ich erfuhr einiges über sie – und umgekehrt die Ärzte über den Weg, den wir eingeschlagen hatten. Das war genau Ihre Route! Ich schraffierte den betreffenden Bezirk auf einer Karte.«

»Etwas Besseres hätten Sie gar nicht tun können«, warf Mason ein.

»Wieso?«

»Die Brutstätte eines neuen Bazillus', der bisher noch nicht epidemisch aufgetreten ist, kann auf diese Weise an viele andere mögliche Orte transportiert werden. Aber ich wollte Sie nicht

unterbrechen. Bitte, erzählen Sie weiter.«

»Da gibt es nicht mehr viel. Der Rest ist schnell berichtet, ich kehrte nach Europa zurück, nach England. Wenn Sie wegen einer Erkrankung Ihrer Frau die Reise abgebrochen hatten, mußte es nach der enttäuschten ärztlichen Behandlung in Afrika offenbar einen anderen Weg geben, den Sie einschlagen wollten. Sie haben schon viele Afrikareisen organisiert, viele Expeditionen durchgeführt. Was Ihre Kenntnisse über diesen Kontinent anbelangt, sind sie meinen überlegen. Ich suchte Rat und hoffte ihn bei Ihnen zu finden. Aber Sie waren nicht mehr in England. In einem Tropenkrankenhaus konnte man Ihrer Frau nicht helfen. Ihre letzte Hoffnung setzten Sie auf einen Spezialisten, der im St. Helens Hospital in New York zur Zeit eine eigene Abteilung für Tropenkrankheiten einrichtet. Ich konnte auch in Erfahrung bringen, wo Sie sich während des Krankenhausaufenthaltes Ihrer Frau einquartiert hatten. Im ›Bonman Hotel‹. Dort habe ich Sie gesucht. Aber gefunden habe ich Sie schließlich hier. Das war insofern der leichteste Weg für mich. Sie hatten Ihre Anschrift hinterlassen.«

Mason nickte, führte die Tasse an seinen Mund und trank. »Nun bin ich wohl an der Reihe, Ihnen einige Erklärungen zu geben, damit Sie verstehen, weshalb ich ausgerechnet hier Unterschlupf genommen habe. Ja, Sie haben richtig gehört: Unterschlupf. Man hat im St. Helens Hospital – einen Anschlag auf das Leben meiner Frau geführt.«

»Aber das ist doch ausgeschlossen!« entfuhr es Fraplin. Er konnte es nicht glauben.

»Es ist die reine Wahrheit, Mister Fraplin. Meine Frau im St. Helens und ich im ›Bonman-Hotel‹ – wir waren unseres Lebens nicht mehr sicher. Die Krankheit, die Elisabeth aus dem Dschungel mitgebracht hat, scheint damit etwas zu tun zu haben. Fragen Sie mich nicht über die Zusammenhänge - ich könnte Ihnen beim besten Willen keine Antwort darauf geben. Das alles ist so rätselhaft, daß man sich manchmal fragt, ob man wacht oder träumt.«

Fraplin bestätigte ihm dies nur.

Mason fuhr fort. »Wir sind praktisch aus New York geflohen. Ich mußte versuchen, an einem Ort unterzukommen, der von Professor Manderly – jenem Spezialisten für Tropenkrankheiten, dem ich meine Frau anvertraute – noch erreicht werden kann, andererseits aber so liegt, daß er nicht jedermann zugänglich ist.«

»Sie wollen sich vor bestimmten Personen schützen?« kam Fraplin nicht umhin zu fragen.

»Gewissermaßen – ja.«

»Das verstehe ich nicht. Es war überhaupt kein Problem, Ihren neuen Aufenthaltsort zu erfahren.«

»Für meine Freunde und Bekannten mußte ich erreichbar sein, auf alle Fälle. Von hier aus kann ich im Moment keinen Kontakt nach

irgendwohin aufnehmen, das werden Sie verstehen, wenn ich Ihnen erkläre, daß es hier kein Telefon gibt. Es gibt keinen Strom, kein fließendes Wasser, dieses Landhaus ist völlig von der Außenwelt abgeschnitten. Es ist rund achtzig Jahre alt. Seit über fünfzehn Jahren steht es leer. Es gehört einem kinderlosen Farmer, der es seit damals zum Verkauf angeboten hat. Wenn jemand abgeschieden wie Robinson leben will, ganz allein in einer Hütte, ist dies sicher der richtige Platz für ihn. Ich habe das Landhaus von einem Makler angeboten bekommen. In den letzten Jahren wurde es von umherstreunenden Jugendlichen immer als eine Art Treffpunkt und Unterschlupf benutzt. Dagegen hatten weder der Besitzer noch der Makler etwas.

Solange es sich um anständige Gruppen handelte, die hier wildromantische Feste feierten, hatte niemand etwas dagegen einzuwenden. Aber dann tauchten ein paar Radaubrüder auf und machten einiges Kleinholz. Nicht nur das. Sie trieben Spielchen, von denen ein anständiger Mensch die Finger läßt. Teufelsanbetung, schwarze Messen, okkulte Praktiken. Die Menschheit scheint wieder den Gang ins Mittelalter anzutreten, so kommt mir das manchmal vor. Es kam zu einem Mord! Ein junges, siebzehnjähriges Mädchen wurde getötet. Irgend jemand schnitt ihr die Kehle durch. Seither – so wird allgemein behauptet – soll es hier nicht mehr mit rechten Dingen zugehen, und der Platz wird gemieden wie die Pest. Das kommt mir jetzt zugute. Ich habe keine Angst vor Geistern und der ruhelosen Seele einer Toten, die angeblich von mehreren Personen gesehen wurde. Wenn ein Ort in Verruf kommt, kann das auch sein Gutes haben.

Ich griff jedenfalls sofort zu, als ich das Angebot bekam, und Manderly scheint auch zufrieden. Die Wahrscheinlichkeit, daß uns hier jemand aufspürt, ist mehr als gering. Wer sich für meinen neuen Wohnsitz – der nur vorübergehender Natur ist – interessiert, kann ruhig erfahren, wo er mich findet. Es muß schließlich auch Leute geben, die darüber informiert sein müssen.«

Eric Fraplin hörte die Worte, aber ihm fehlte der Sinn.

Das alles war so widersprüchlich und unwirklich!

»Wollen Sie tatsächlich behaupten, daß Ihre Frau auch hier im Haus ist?«

»Aber natürlich. Ihr Zustand ist befremdlich, aber nicht ernst. Sie hat nach wie vor Fieber, fühlt sich aber sonst wohl. Das Fieber allerdings bewirkt eine zunehmende Schwäche, und sie schläft meist nur noch. Aber die Medikamente, die ihr im Krankenhaus verabreicht wurden, kann ich ihr auch hier geben.«

Verrückt schrie es in Fraplin. Entweder bin ich es oder Mason hat den Verstand verloren. Die ganze Welt steht doch köpf!

Wie kann dieser Mann so etwas sagen? Nun muß ich doch aufwachen. Absurder geht es nicht. Ein Mann flieht aus einem bequemen Hotel und zieht in ein verfallenes Haus. Er nimmt seine Frau mit und behauptet, daß sie hier ebenso gut behandelt werden könne wie im Hospital. Und der verantwortliche Arzt nimmt das alles auf die leichte Schulter und zeigt sich mit allem einverstanden.

Eine Frau mit hohem Fieber und einer unbekannten Krankheit wurde mit leichter Hand behandelt.

Da stimmt doch etwas nicht!

Fraplin atmete tief durch, lehnte sich in dem alten, muffig riechenden Sessel zurück und schloß einige Sekunden die Augen.

»Ist Ihnen nicht gut?« hörte er die Stimme Masons.

»Doch, doch«, erwiderte Fraplin schwach. »Ich bin nur nachdenklich geworden… ich müßte endlich aufwachen. Aber nichts geschieht, der Traum geht unverändert weiter.« Die letzten Worte fügte er sehr leise hinzu.

»Wieso reden Sie von einem Traum? Ich denke, Sie haben mich gesucht und gefunden?«

»Wahrscheinlich gehört das auch schon zu meinem Traum.« Fraplin richtete sich plötzlich ruckartig auf. »Wie hat die Krankheit bei Ihrer Frau angefangen?«

»Plötzliches, hohes Fieber…«

»Und – Visionen?«

»Ja.«

»Was hat sie gesehen, oder was meinte sie gesehen zu haben?«

»Geheimnisvolle Reiter auf schwarzen Pferden. Reiter, die nur aus Händen und Köpfen bestanden, die keinen Körper hatten.«

Es war das Gleiche wie bei Peggy Lascane! Auch sie hatte von Reitern gesprochen, Reiter, die genauso aussahen, wie die von Mason beschriebenen.

»Kann ich Ihre Frau kurz sprechen, Mister Mason? Kann ich sie wenigstens sehen?«

»Aber selbstverständlich. Sie befindet sich auf dem Weg der Besserung, es gibt überhaupt keinen Zweifel. Manderlys Behandlungsmethode schlägt bereits an.« Fred Mason erhob sich und nahm die Petroleumlampe vom Tisch. »Bitte, kommen Sie mit.«

Er verließ das Wohnzimmer durch die Tür, die in den kleinen Windfang führte. Gleich rechts hinter dieser Tür gab es eine weitere. Fred Mason öffnete sie und betrat den dahinterliegenden Raum, der seitlich im Haus lag.

Das unruhig flackernde Petroleumlicht warf ein bizarres Licht- und Schattenspiel an die dunklen Wände. Vor dem Fenster hing ein alter, dicker Vorhang.

Ein Doppelbett stand im Raum, in dem noch Reste einer

dunkelgrünen Tapete klebten. Die Nachtschränkchen wirkten wie klobige Kisten, in die man Schubladen geschnitten hatte.

Das Schlafzimmer war so alt wie das Haus.

In dem einen Bett lag eine Frau.

Sie schlief.

Fraplin trat ganz nahe heran. Mason hielt die Lampe über das Gesicht der Schläferin. Elisabeth Mason hatte rotes Haar und eine helle Haut. Ihre Augen waren stark umschattet, und auf der linken Wange, in Höhe des Jochknochens, hatte sie einen schwarzen Schönheitsfleck.

Elisabeth Mason war schätzungsweise fünfunddreißig Jahre alt.

Instinktiv legte Fraplin seine Hand auf ihre Stirn.

Er war überrascht. »Sie fühlt sich warm, nicht heiß an!«

»Ich sagte Ihnen doch, daß die Behandlung Professor Manderlys beginnt Früchte zu tragen.«

»Ich muß zurück, so schnell es geht. Peggy leidet unter der gleichen Krankheit, also werden ihr auch die gleichen Medikamente helfen«, unwillkürlich hatte er seine Stimme gesenkt.

Aber Elisabeth Mason erwachte trotzdem.

»Fred?« fragte sie leise, noch halb im Schlaf. »Ist etwas?«

»Das tut mir leid«, entschuldigte sich Fraplin. »Ich wollte nicht…«

Ein Blick Fred Masons veranlaßte ihn zu schweigen. »Sie bemerkt das kleinste Geräusch«, mußte Fraplin sich sagen lassen. »Das ist ein Zeichen dafür, daß sie sich wieder auf dem Weg der Besserung befindet.«

Fred Mason stellte seinen Gast vor. Elisabeth Mason reichte ihm die blasse, schmale Hand. Man sah der Frau das lange Krankenlager an. Das Fieber hatte an ihren Kräften gezehrt.

Fraplin nahm die Dinge so, wie sie waren. Genau genommen hatte das Verwirrspiel schon im afrikanischen Busch begonnen. Mit Peggys plötzlicher Erkrankung, für die es keinen plausiblen Grund gab.

Das Mysterium, das Mason zur Umkehr zwang, hatte auch ihn schließlich dazu veranlaßt. Sie waren beide Opfer ein und derselben Kraft. Welcher? Mason schien etwas darüber zu wissen, und so gesehen war das Gespräch, das sie bisher geführt hatten, nur ein Vorspiel.

Fraplin nutzte die Gelegenheit, einige Fragen an Elisabeth Mason zu richten. Sie antwortete klar, wenn auch noch schwach.

Nachdenklich verließ er das Schlafzimmer und konnte sich nach wie vor nicht an die Umstände und die Hintergründe gewöhnen, die zu diesem Treffen geführt hatten.

Es zog ihn zu Peggy, die ebenfalls in New York weilte, sich aber im Moment nicht in ärztlicher Behandlung befand. Sie hatte noch immer Fieber und war nur stundenweise ansprechbar. Man konnte sie nicht

mehr allein lassen, das wäre unverantwortlich gewesen. Ihre Pflege aber war durch eine Krankenschwester, die er engagiert hatte, gewährleistet.

Er mußte ein Gespräch mit Manderly herbeiführen, und dann konnte er immer noch mal Fred Mason auf den Zahn fühlen. Das Geheimnis der Erkrankung lag in einem bestimmten Gebiet.

Wodurch war dieses Gebiet verseucht und weshalb waren bisher in zwei Fällen, die er jetzt kannte, nur Frauen befallen waren und nicht auch Mason und er und die Eingeborenenträger?

Mason begleitete ihn zur Haustür.

Fraplin zeigte sein Interesse an einem weiteren klärenden Gespräch, und Fred Mason schien dem nicht abgeneigt. »Bringen Sie Ihre Angelegenheit in Ordnung, sprechen Sie mit Manderly! Die Krankheit – das kann ich Ihnen jetzt schon sagen – ist nicht das alleinige Werk uns bisher unbekannter Erreger, sondern auch einer geistigen Kraft, die in den Organismen wirkt.«

Fraplin nickte. »Ich habe es mir bereits gedacht, da sind zu viele Merkwürdigkeiten, die in das Bild passen. Merkwürdigkeiten, die sich auf eine geheimnisvolle Weise fortsetzen. Begonnen hat es mit der Neugierde Ihres Forschungsweges, Mason und ihren bisherigen Höhepunkt haben sie in der Begegnung in diesem Haus gefunden. Ich werde das Gefühl nicht los, daß uns der Weg in den Dschungel alle ein bißchen verändert hat«, sagte er lauernd und öffnete die Tür.

Das Grauen sprang ihn an wie eine Pantherkatze.

Vor der Tür standen drei nachtschwarze Pferde, deren Augen wie Kohlen glühten.

Auf den Pferden saßen drei Reiter mit dicken, weißen Köpfen und weiß leuchtenden Händen. Das war auch schon alles. Einen Körper hatten die Reiter nicht.

*

Er hatte das Gefühl, im Nichts zu schweben.

Das entsprach in etwa auch seinem Zustand.

Es gab ihn noch – und es gab ihn doch nicht mehr! Sein neuer Daseinszustand irritierte ihn nicht mehr, er hatte sich daran gewöhnt und empfand ihn als angenehm.

Dies bedeutete jedoch nicht, daß er sich damit abgefunden hatte, diesen Zustand nicht mehr verändern zu wollen.

Genau das Gegenteil war der Fall!

Pepe glaubte, daß eine Überreaktion seiner paranormalen Fähigkeiten während der Narkose diesen Zustand herbeigeführt hatte. Sein Geist war im wahrsten Sinn des Wortes aus dem Körper herauskatapultiert worden – ob bewußt oder unbewußt, diese Frage

konnte er sich nicht beantworten.

Vielleicht spielten auch noch äußere Umstände eine Rolle, die er bisher nicht ergründet hatte, die ihm unbekannt waren.

Er war frei und doch ein Gefangener. Und er fürchtete sich vor der Kettenreaktion, die sein ›Tod‹ –, der medizinisch nicht erklärbar war – die Menschen erschreckte, die er liebte, die ihn liebten.

Er mußte in seinen Körper zurück und jene Verbindung eingehen, die Seele, Geist und Leib aneinanderkettete. Ein rätselhaftes unsichtbares Kraftfeld hinderte ihn daran.

Da er körperlos war, stellten Türen und Mauern kein Hindernis für ihn dar, wie er schnell erkannte.

Als der Pfleger gegangen war, passierte Pepe die graue Metalltür und unternahm noch mal den Versuch, in seinen reglos unter dem Laken liegenden Körper zurückzukehren. Es war das Gleiche, wie zuvor.

Er meinte, gegen eine gewaltige Kraft anzukämpfen, die ihn zurückstieß. Etwas befand sich zwischen Geist und Körper, das er einfach nicht überwinden konnte.

Er gab seine Versuche auf, verließ den Leichenkeller und schwebte durch Gänge und Korridore nach oben. Er durchquerte die dicken Betondecken, als wären sie ein Nebelhauch für ihn.

Er kehrte in den Operationssaal zurück, als suche er etwas, tauchte dann in Professor Hendersons Arbeitszimmer auf und sah Männer in blauer Monteurkleidung, die damit beschäftigt waren, das defekte Telefon des Arztes zu reparieren.

Das Telefonat, das Henderson mit Dr. Mills geführt hatte, fiel ihm heiß und kalt wieder ein.

Ob Mills schon Verbindung mit Carminia oder Björn oder Rani gehabt hatte, die gewiß wissen wollten, wie die Operation verlaufen war?

Irgend etwas drängte ihn zur Eile.

Er mußte einen Weg finden, auf seine mysteriöse Lage aufmerksam machen! Aber was konnte er tun, damit die anderen merkten, daß es ihn noch gab, daß er nicht gestorben war, daß nur der äußere Schein dafür sprach?

Sein Erregungszustand steigerte sich derart, daß er seine Kräfte nicht länger unter Kontrolle halten konnte.

Im Korridor brannten alle Lampen. Der Abend war längst hereingebrochen.

In dieser Minute, als Pepes Geist durch den Korridor in der ersten Etage schwebte, erloschen mehrere Glühbirnen. Pflegepersonal und Patienten wurden Zeugen. Niemand hatte eine plausible Erklärung dafür. Wäre auch nur einer imstande gewesen, den körperlosen Pepe wahrzunehmen, wäre einiges erklärbar geworden. Genau den Weg,

den Pepes Geist nahm, wurde durch die dunkel werdenden Glühbirnen nachgezeichnet.

Pepes Geist glitt durch die Außenwand in die Tiefe. Er nahm den hektischen Betrieb der Straße auf. Hupende Autos, zahllose Passanten. An einer Straßenkreuzung war eine Ampelanlage ausgefallen. Ein Polizist regelte den Verkehr.

Bis zu dem Wolkenkratzer, in dem Dr. Mills Praxisräume lagen, war es nicht weit.

Pepe registrierte, daß in dem betreffenden Stock noch Licht brannte, obwohl kaum damit zu rechnen war, daß Mills um diese Zeit Sprechstunde hielt.

Pepe kam an Hunderten von Menschen vorbei. Niemand nahm die körperlose Gestalt wahr.

Pepe beeilte sich. Der Gedanke daran, daß Carminia möglicherweise in diesen Minuten schon mit Dr. Mills sprach, erfüllte ihn mit Unbehagen. Er konnte die Begegnung sicher nicht verhindern, aber er hoffte, daß Carminia die Zeichen und Signale verstand, die er setzte. Wenn sie sie nicht begriff, konnten andere es erst recht nicht.

Der Körperlose wurde durch seine geistige Kraft emporgetragen wie eine Feder, leicht und schwerelos. Wiederum rein geistig, denn Augen in herkömmlichem Sinn hatte er nicht mehr, registrierte er durch das Fenster in den hellerleuchteten Raum einen Mann im weißen Kittel, der aufmerksam EKG-Aufzeichnungen studierte und Eintragungen in eine Krankenkartei machte.

Dr. Mills war allein. Aber sein Aufenthalt in der Praxis diente offensichtlich nicht allein dazu, um liegengebliebene Arbeit aufzuholen. Er erwartete jemand.

Pepe sah sich gleich darauf in seiner Annahme bestätigt.

Die Gestalt kam wie ein Geist aus dem Nichts.

Carminia Brado stand plötzlich mitten im Zimmer.

Zeitpunkt und Ort schienen genau abgesprochen zu sein.

Dr. Mills begrüßte die hübsche Besucherin mit Handschlag.

Pepe wußte, daß jetzt der Augenblick gekommen war, den er so gefürchtet hatte.

Er setzte alles auf eine Karte und glitt durch das Fenster.

»Die Operation ist gut verlaufen«, war Dr. Mills' Stimme deutlich zu vernehmen. »Der anfangs bestehende Risikofaktor hatte sich als unbegründet erwiesen. Und doch – lag es schließlich nicht in unserer Hand, wie sich etwa zwanzig Minuten nach dem erfolgreichen Eingriff herausstellte. Etwas, was niemand einkalkuliert hatte, was eigentlich auch völlig unwahrscheinlich ist.« Mills zuckte die Achseln. Man sah ihm an, wie schwer es ihm fiel, die Dinge beim Namen zu nennen.

»Pepe… er ist…«, stammelte Carminia.

»Nein!« schrie Pepe da. Doch niemand hörte ihn. »Es ist alles ein

Irrtum!«

»Er war in den besten Händen. Professor Henderson ist eine Koryphäe auf dem Gebiet der Gehirnchirurgie. Nach seinem Bericht hat zwanzig Minuten nach Abschluß der Operation das Herz des kleinen Patienten ausgesetzt. Da fangen übrigens alle Rätsel an, Miss Carminia. Sein Herz war jung und kräftig. Es ist mit der Belastung spielend fertig geworden.«

»Ich bin nicht tot! So begreift es doch endlich!« Pepe schrie es aus Leibeskräften. So jedenfalls kam es ihm vor. Eine Flut erregter Gedanken erfüllte den Raum. Ein Telepath, ein Mensch, der imstande war, gedankliche Informationen aufzunehmen, hätte sich vor dieser Wucht kaum retten können. »Carminia! So höre mich doch, was er sagt, stimmt nicht. Ich kann nicht in meinen Körper zurück, ich muß erst einen Weg finden. Es muß mit meiner Begabung zusammenhängen. Etwas ist zu stark geworden in mir. Ich fühle mich völlig frei, und es geht mir gut. Ihr braucht euch keine Sorgen um mich zu machen. Kannst du das verstehen?«

»Nein, sie reagierte nicht!«

Um ihre Lippen zuckte es. Sie machte aus ihren Tränen keinen Hehl.

Sie konnte nicht fassen, daß Dr. Mills' ihr eine Nachricht übermittelte, die sie so nicht erwartet hatte.

Da griff Pepe ein, auf die Weise, die ihm noch möglich war.

Ein einziger, wütender Gedanke genügte.

Die Glühbirne in der Stehlampe hinter Dr. Mills' Schreibtisch gab ihren Geist auf. Mit lautem Knall zerplatzte sie.

Mills und Carminia Brado fuhren zusammen.

»Was war denn das?« fragte der Arzt verwirrt. »Ein Kurzschluß?«

An dem Doppelstecker war noch die Schreibtischlampe befestigt. Aber die brannte weiter.

Dieser eine Angriff allein würde niemand aufmerksam oder mißtrauisch machen, das wußte Pepe nur zu gut. Erst eine Kette von Vorfällen würde die notwendige Aufmerksamkeit erregen.

Pepe versetzte die Deckenlampe in schwingende Bewegung, ließ eine Pinzette auf einem Tablett kreisen und ein Trinkglas zerplatzen.

Carminia, die indessen darum gebeten hatte, mit Dr. Mills ins Hospital zu gehen und den Toten zu sehen, wurde sehr nachdenklich.

Mills wurde kreidebleich. »Was hat das alles zu bedeuten?« fragte er tonlos. »Hier spukt es.«

Er wußte nicht, wohin er zuerst blicken sollte.

Zwischen Carminia Brados Augen war eine scharfe Falte entstanden. »Ist das schon mal aufgetreten, Doc?« fragte sie mit belegter Stimme.

»Nicht das, was jetzt passiert…«

»Also etwas anderes?« hakte die Brasilianerin sofort nach.

»Der ganze Nachmittag ist schon voller Merkwürdigkeiten, auch das Telefonat, das ich mit meinem Kollegen Henderson führte, wurde unterbrochen. Auf recht merkwürdige Weise. Henderson hat mich dann noch mal von einem anderen Apparat aus angerufen und mir erklärt, daß ohne jeglichen Grund das Kabel seines Telefons aus der Wand gerissen wurde, nachdem kurz zuvor eine Stichflamme aus der Leitung schoß.«

»Wann genau geschah das?« fragte Carminia schnell.

»Am späten Nachmittag etwa… Henderson rief mich an, um mir die traurige Mitteilung zu machen.«

»Also nachdem festgestellt worden war, daß Pepes Herz ausgesetzt hatte«, präzisierte sie.

Mills nickte nur.

Plötzlich knackte es. Der Schlüssel, der im Schloß einer Verbindungstür steckte, wurde geräuschlos umgedreht.

Mills bekam Stielaugen.

Keiner von ihnen hatte Hand angelegt.

»Ich werde das dumpfe Gefühl nicht los, Doc, daß da jemand auf sich aufmerksam machen will«, sagte Carminia Brado leise. »Vielleicht stimmt doch nicht alles, was Sie aus dem St. Helens Hospital gehört haben. Kommen Sie, gehen wir gemeinsam hin! Ich muß Pepe sehen. Ich kann einfach nicht glauben, daß… ja, ich weiß«, fügte sie plötzlich hinzu, ohne den vorhergehenden Satz zu Ende gesprochen zu haben. »Ihr Blick sagt mir alles, Doc. Sie sehen mich so merkwürdig an, als wollten Sie sagen, daß man auf Gefühle nichts geben kann. Instrumentenanzeigen haben schließlich erwiesen, daß in seinem Körper kein Leben mehr steckt. Aber selbst wenn es so ist, Doc: Was wir eben hier erlebt haben, beweist eindeutig, daß Pepe existiert, daß er uns auf seine Weise etwas sagen will.«

Mills' Augen verengten sich. »Sie meinen, Miss Brado, daß Pepes parapsychische Fähigkeit – über den Tod hinaus…«

»Ich weiß es nicht, ich weiß es wirklich nicht, ob die Kraft ihn überdauert hat, nun frei herumschwebt wie ein Geist, dessen ruhelose Wanderschaft begonnen hat, oder ob die Zeichen und Signale direkt von ihm ausgehen, daß er uns rufen will, und es nicht anders kann als auf diese Weise.«

Mills war durch seine enge Freundschaft mit Richard Patrick, dem Herausgeber von ›Amazing Tales‹, mit Dingen vertraut, die alles andere als alltäglich waren. Er wußte um die Fähigkeiten einiger Menschen, die über die herkömmlichen Gaben hinausgingen.

Kaum waren Carminia Brados Worte verebbt, geschah noch etwas. Der Schlüssel, der sich vorhin laut knackend im Schloß gedreht hatte, rutschte aus dem Loch und schwebte wie an einem unsichtbaren

Faden durch die Luft, direkt auf die beiden sprachlos stehenden Menschen zu.

Genau vor Carminias Augen blieb der Schlüssel hängen. Und dann schienen starke Hände mit immenser Kraftanstrengung den Schlüssel zu verbiegen.

Der körperlose Pepe, die reinen parapsychologischen Kraftströme, losgelöst von seinem sterblichen Leib, konnten in einer bisher nie gekannten Stärke wirksam werden.

Es waren Ratlosigkeit und Verzweiflung, die ihn dazu trieben, übermäßig stark in Erscheinung zu treten.

Er machte einen Knoten in den Schlüssel und wollte damit sein ›Ja‹ zu Carminias Ausführungen signalisieren.

Sie sollte kommen, ihn sehen und wissen, daß nichts endgültig war.

Das gab ihr und ihm neue Hoffnung.

*

Sie verließen die Praxis. Der Lift brachte sie rasch nach unten.

Pepe eile ihnen schon voraus. Er benutzte nicht den Umweg über Türen und Lift, sondern schwebte kurzerhand mit seinem Geistkörper durch die nächstbeste Wand und glitt in Höhe der fünften Etage etwa, die Straße entlang wie ein unsichtbarer Ballon, den der Wind vor sich hertrieb.

Noch ehe Carminia und Dr. Mills mit dem Wagen aus der Tiefgarage kamen, erreichte Pepe schon das St. Helens Hospital. Er wollte in der Nähe der Leichenkammer sein, wenn Carminia und Henry Mills eintrafen.

Das St. Helens Krankenhaus war fünfzehn Stockwerke hoch. Die oberste Etage war als Forschungs- und Isolierstation eingerichtet. Tropen- und andere seltene Krankheiten wurden hier erforscht, und in verschiedenen Stationen, die vergittert waren, lagen Schwerstkranke, die hofften, hier Linderung oder Heilung zu finden.

Von all diesen Dingen aber wußte Pepe nichts.

Es war purer Zufall, daß er sich aus Spielerei die ganze Hausfassade emporschweben ließ und in der letzten Etage verharrte. Aus dieser Höhe hatte er einen Blick über die Straßenschluchten, in denen sich Autoschlangen bewegten, eine einzige Lichterkette von Fahrzeugen zu beobachten war.

Die Wolkenkratzer in der Ferne wirkten wie schwarze, scharf umrissene Scherenschnitte, in denen helle Quadrate – die beleuchteten Fenster – kubische Muster ergaben. Und keines glich dem anderen.

Pepes Geistkörper glitt durch die Wand.

Er war nur körperlos, ein Bündel geformten Geistes und nicht

imstande, selbst geistige Einflüsse aufzunehmen. Dazu waren seine parapsychischen Sinne nicht fähig. Er war kein Telepath. In diesen Minuten wäre es gut gewesen, hätte er diese Fähigkeit besessen.

Pepe erreichte die andere Seite der Wand.

Das Zimmer wies zwei Fenster auf. Beide waren mit einem weiß-grauen Rollo verhangen.

Der Raum war groß, größer als die anderen Krankenzimmer im St. Helens Hospital. Eine einsame, schwach leuchtende Lampe brannte über einem einzelnen Bett.

Pepes Geistkörper kam dicht neben dem Fußende des Bettes aus der Wand und registrierte sofort die Frau, die im Bett lag, und das Plastikschild, das am Fußende hing.

Darauf stand ein Name:

ELISABETH MASON.

*

Es war die Minute, in der Björn Hellmark zu sich kam.

Sein Kopf war schwer wie Blei, das Denken kam nur langsam wieder in Gang.

Dann aber stand alles klar vor seinem geistigen Auge.

Er fand sich in einer dunklen Kammer wieder und führte tastend die Hand über den Boden. Der war glatt und fugenlos. Jetzt folgte ein Widerstand.

Schuhspitzen?

Er lag jemand zu Füßen?

Björn warf den Kopf in die Höhe. In der Dunkelheit, die nicht vollkommen war, konnten seine Augen einen dünnen Pfahl wahrnehmen, an dem jemand festgebunden war.

Die Gestalt hing schlaff und entkräftet an ihren Fesseln und schimmerte in einem matten Silberton.

Björn Hellmark schluckte, wischte sich über die Augen und wollte nicht glauben, was er sah. Doch der Eindruck blieb.

Hellmark richtete sich auf und stand wie ein Betrunkener torkelnd auf den Füßen.

Noch wirkte das Betäubungsgas nach, das er gezwungenermaßen einatmen mußte.

Er war noch nicht wieder im Vollbesitz seiner geistigen und körperlichen Kräfte, erholte sich aber zusehends.

Er stand vor der Gestalt und wollte nicht glauben, was er sah.

Der an den Pfahl gebundene Mann war…

»Arson!« entfuhr es Björn Hellmark, und Grauen schwang in seiner Stimme mit.

*

Der Mann mit der Silberhaut? Hier?

Wo war hier?

Björn vermutete richtig, daß es sich nur um das Zeitschiff Arsons handeln konnte.

Der glatte Boden, das Gefühl, zu schweben. Demnach hatten sie ihr Ziel noch nicht erreicht. Er war durch List und Tücke in das Zeitschiff geraten, mit dem Arson seit geraumer Zeit in der Vergangenheit unterwegs war, um das ›Schwert des Toten Gottes‹ wiederzufinden.

Aber er hatte sein Ziel nicht erreicht. Schlimmes war passiert. Alles wies darauf hin, daß Arson nicht mehr Herr über die kleine Welt war, mit der er durch alle Zeiten reisen konnte. Jemand hatte die Steuerung des Schiffes übernommen und Arson in Fesseln gelegt. Wer?

Björns Ausruf bewirkte, daß Arson reagierte.

Er war nicht tot und lag nicht in Lethargie!

»Arson!« Björn wiederholte seinen Ruf freudig überrascht. Er berührte die Schulter des Freundes.

Über dessen Lippen kam ein leises Stöhnen.

Dann hob er langsam den Kopf. Arsons Wangen waren eingefallen, die Augen läge tief in ihren Höhlen und waren schwarz umschattet. »B-j-ö-r-n?« fragte er gedehnt und so leise, daß Hellmark es kaum verstand.

»Ja, Arson. Ich bin's! Aber um Himmels willen was ist denn passiert? Wo sind wir hier? Wieso liegst du in Fesseln?«

Noch während er fragte, begann er, die straff sitzenden Lederriemen zu lockern. Ohne Hilfsmittel, nur mit bloßer Hand, fiel es auch ihm schwer genug.

Arson rutschte ihm förmlich entgegen. Er hatte nicht mehr die Kraft, auf den Beinen zu stehen.

Vorsichtig bettete Björn den auf rätselhafte Weise wiedergefundenen Freund auf den Boden. Arson atmete flach, seine Augen hatten keinen Glanz.

»Es hat keinen Sinn, Björn was nutzt die Befreiung von diesen Fesseln, wenn andere, größere uns bereits umschlungen haben, das Zeitschiff befindet sich nicht mehr in meiner Hand. Eine Gruppe Aufständischer hat es übernommen, mich überrumpelt und in Hypnose ausgepreßt wie eine Zitrone. Sie haben alles von mir erfahren, gegen meinen Willen es tut mir so leid, Björn…«

»Du konntest nichts daran ändern, Arson, du hast keine Schuld.«

»Ich war zu sicher, hatte geglaubt, es zu schaffen ohne größere Schwierigkeiten. Das war mein größter Fehler im Xantilon der Zeit, als die Dinge drunter und drüber gingen, ist die Verwirrung größer, als wir uns vorstellen können. Da bekämpft jeder jeden, und der Freund

kann sich im nächsten Moment als Todfeind, als Verbündeter einer dämonischen Macht entpuppen, an einen solchen Freund bin ich geraten und geriet in einen Hinterhalt. In Hypnose habe ich die Funktion des Zeitschiffes ausgeplaudert. Hypnose trifft die Sache genau. Es war eine Gehirnwäsche übelster Art, mit Mitteln wie sie nur jenen zur Verfügung stehen, die im Reich des Grauens zu Hause sind, ich habe befürchtet, daß sie diese Kenntnisse ausnutzen würden, um an dich heranzukommen, und es ist ihnen gelungen. Ich konnte es nicht verhindern.«

»Wer ist ›Sie‹, Arson?«

»Krieger für die Fahne Rha-Ta-N'mys, Menschen, die sich freiwillig für die Saat des Bösen entschieden haben, die versessen darauf sind, daß diese Saat auf der Erde sich entwickelt. Wahnsinnige…« Er legte eine längere Pause ein. Das Sprechen hatte ihn angestrengt. Dann fuhr er fort. »Sie haben dir eine Falle aufgestellt und du bist voll hineingerannt. Du glaubtest, mir zu begegnen…«

Die letzten Worte zeigten, daß Arson schon eine ganze Zeit nicht mehr auf dem laufenden war.

, Björn schüttelte den Kopf. »Es war anders, Arson«, sagte er leise. »Die dich in Gefangenschaft nahmen und alles über uns und dich erfuhren, haben einen glücklichen Zeitpunkt für die Unternehmen gewählt. Sie wußten genau, wo wir uns aufhielten. Rani und ich waren dabei, mehr über die Pestreiter in Erfahrung zu bringen. Die jetzt den Flug des Zeitschiffes beherrschen, scheinen darüber bestens informiert gewesen zu sein.«

Björn versuchte den ungeheuerlichen Vorfall zu rekonstruieren. Die Geheimnisvollen aus Xantilon, die nicht auf der Seite der Weißen Priester kämpften, hatten ihr Unternehmen von langer Hand vorbereitet.

In diesem Zusammenhang paßte ein Ereignis als Steinchen in das Mosaik. Pepes rätselhafter Unfall auf der Insel! Hatte das Zeitschiff versucht, dort heimlich zu landen, aber die benutzten Koordinaten hatten sich schließlich als nicht ganz brauchbar erwiesen? War Pepe praktisch mit dem Zeitschiff Arsons zusammengestoßen?

Die Arson überrumpelt hatten, waren Menschen aus Fleisch und Blut, steuerten einen bestimmten Punkt im Strom von Raum und Zeit an und materialisierten dann. Das war das Prinzip. Auf Marlos hatte es nicht funktioniert, es hatte Unsicherheiten gegeben. Also versuchten die Gegner es auf andere Weise. Sie fanden heraus, zu welchem Zeitpunkt Rani Mahay und er an jener bestimmten Stelle mitten im afrikanischen Dschungel sein würden. Mit Hilfe dämonischer Wesen oder einem kraftvollen Medium, das in die fernsten Tage der Menschheit blicken konnte, war dies unter Umständen möglich.

Die Entführung gelang, in dem ein Teil des Schiffes genau für

diesen Zweck präpariert wurde. Gasdüsen wurden installiert, die genau in dem Augenblick in Aktion traten, da die beiden verhaßten Gegner sich am Einsatzort aufhielten.

»Erst Rani – und dann ich«, sagte Hellmark leise, wie im Selbstgespräch. »Aber wo ist Rani, Arson? Warum ist er nicht hier?«

Der Mann mit der Silberhaut zeigte sich erstaunt. »Rani? Soll auch er hier sein?«

Hellmark erzählte in groben Zügen, was sich ereignet hatte, ehe das Betäubungsgas seine Sinne löschte.

Arson schüttelte den Kopf. »Nein… Rani war nicht hier, ich habe ihn nicht gesehen und das wäre doch sicher ganz im Sinn unserer Widersacher gewesen, nicht wahr? Sie banden mich schon lange an den Pfahl, den sie extra in die Kammer einbauten. Sie gaben mir Medikamente, damit ich durch das Gas nicht auch betäubt wurde. Ich sollte deine Ankunft miterleben. Dann hätte man auch die Ranis nicht ausgespart, etwas stimmt da nicht, Björn.«

»Doch, es hat alles seine Richtigkeit«, erwiderte eine eisige Stimme.

Björn warf den Kopf herum. Arson war zu schwach, um so schnell nachzuziehen.

In der dunklen Wand war lautlos eine Öffnung entstanden, eine Gestalt hob sich gegen den schummrigen Hintergrund ab.

Es war ein Kämpfer in Lederkleidung. Er stand breitbeinig da und hatte die Hände in die Hüften gestemmt. Das breite Schwert hing an seiner Seite. Im Gürtel steckten mehrere Wurfdolche.

»Wir überlassen schließlich nichts dem Zufall. Nur dein Organismus, Arson, der hat nicht mehr mitgespielt. Du vergißt schon manches.« Der Sprecher lachte widerlich, daß es schaurig durch die kahle Kammer klang. »Auch der Mann, von dem du sprichst, ist da. Wir haben ihn bereits gerichtet, um unseren Forderungen Nachdruck zu verleihen.«

Hellmark hatte das Gefühl, von einem Faustschlag getroffen zu werden.

Licht flammte auf und blendete ihn, als er zwei, drei Schritte auf den unbekannten Sprecher zugehen wollte.

Die Spitze eines Schwertes wurde ihm auf den Bauch gesetzt. »Bleib stehen!« herrschte ihn eine befehlsgewohnte Stimme an. »Hier bestimme ich, wenn marschiert oder still gestanden wird.«

Es dauerte einen Moment, ehe Björns Augen sich an die strahlende Helligkeit, die aus allen Wänden brach gewöhnt hatten.

Dann sah er sein Gegenüber erst richtig.

Der Mann war groß wie er, aber breiter in den Schultern. Sein Haar war weizengelb, die Augen hatten die Farbe eines grünen Bergsees und blickten kalt. Die Lippen waren hart, die Nase war

gerade. Der Mann sah intelligent aus. Aber die wenigen Worte, die er bisher gesprochen hatte, unterstrichen die Bestie in ihm, und Björn war sofort klar, daß mit ihm nicht gut Kirschen essen war.

Das Lederwams war bunt bestickt, die langen, enganliegenden Hosen ließen das Spiel der kräftigen Beinmuskeln erkennen, als er sich bewegte.

Obwohl unbewaffnet, hätte Björn Hellmark riskiert, es mit dem Fremden aufzunehmen. Aber er war nicht allein.

Im Gang hinter ihm standen etwa zwanzig weitere, bis an die *Zähne* bewaffnete Krieger, die Tod und Teufel nicht fürchteten.

Sie waren sich ihrer Sache und Überlegenheit so sicher, daß sie es nicht mal für notwendig erachteten, ihn zu fesseln. Ein unbewaffneter Mann, zudem aus einer anderen Zeit entführt, konnte ihnen nicht gefährlich werden.

Hellmark juckte es in den Fingern, einen Ausfallversuch zu wagen. Er war ein Mann, der auch vor einer Übermacht nicht so leicht die Flinte ins Korn warf. Doch ein Selbstmörder war er nicht.

Nur ein leichter Ruck genügte, und die Schwertspitze würde ihm die Bauchdecke aufreißen.

Da würde es auch nichts mehr nützen, wenn er seinen Doppelkörper zum Einsatz brachte. Wenn Hellmark seinen Geist aushauchte, würde es auch Macabros nicht mehr geben.

Man ging nicht zimperlich mit ihm um. Sein Bezwinger – er nannte sich Akmut – ließ ihn seine Überlegenheit und seinen Triumph spüren.

Für Hellmark wurde der Weg an den bis an die Zähne bewaffneten Kriegern vorbei zu einer Art Spießrutenlaufen.

Bevor er begann, legte man ihm jedoch Fesseln an und band ihm die Hände mit Lederriemen auf den Rücken. Dann schubste und stieß man ihn nach vorn. Die Krieger traten und spuckten nach ihm, einer griff blitzschnell zwei Dolche heraus. Wie Pfeile schossen sie aus seinen Händen.

Hellmark duckte sich instinktiv, aber es hätte dieser Reaktion gar nicht bedurft. Die Wurfdolche wurden mit solcher Präzision geschleudert, daß sie über ihn hinwegzischten und einige Meter hinter ihm in dem kargen Boden der Landschaft landeten, wo das Zeitschiff angekommen war.

Der Angriff auf ihn stellte einen weiteren Einschüchterungsversuch dar. Seine Gegner bewiesen ihm, wie gut sie mit ihren Waffen umgehen konnten. Sie beherrschten die Technik des Kampfes perfekt.

Gelächter erscholl aus rauhen Kehlen. Es waren wilde Gesellen, die Akmut um sich versammelt hatte.

Hellmark registrierte außerhalb noch mal dreißig Krieger, so daß die Gruppe um Akmut rund fünfzig Personen stark war.

Ob diese Vermutung zutraf, wußte er allerdings nicht. Vielleicht

gab es noch mehr solcher Räubernester, so daß Akmuts Armee um ein Vielfaches größer war.

Björn mußte allerlei Schmähungen über sich ergehen lassen. Er taumelte durch eine Gasse drohend gezückter Schwerter, an Kriegern vorbei, die leicht geduckt standen und die Hände an den Griffen der Wurfdolche hatten, als würden sie sie jeden Augenblick auf ihn schleudern.

Die Atmosphäre war voller Spannung und Gefahr.

Hellmark hoffte, daß sein Gefühl ihn nicht trog. Alles wies vorerst darauf hin, daß seine Gegner ihn lebend wollten. Hätte ihnen etwas an seinem Tod gelegen, wäre längst die Gelegenheit gewesen, ihn auszuschalten. Aber sie wollten ihn lebend. Warum?

Noch äußerte sich niemand. Sie genossen ihren Sieg. Und er wußte auch, weshalb. Sie sahen in ihm – Kaphoon, den Namenlosen, den ›Sohn des Toten Gottes‹. Er befand sich durch die Entführung in der Zeit, in der Kaphoon - fast auf verlorenem Posten kämpfend - Furore machte.

In einem früheren Leben – rund zwanzigtausend Jahre vor seinem jetzigen – war Björn Hellmark Kaphoon gewesen. Er kämpfte verzweifelt gegen Verderbtheit und Korruption, gegen Dummheit und Gier. Ganze Volksstämme Xantilons waren dem Bazillus der Dämonie erlegen, opferten Menschen und beteten Götzen an. Eine hochentwickelte Kultur fiel in die finstersten Kapitel eines früheren Zeitalters zurück. Als man schon glaubte, den Götzen- und Dämonenglauben endgültig besiegt zu haben, als die Entwicklung sich in bisher unbekannte Höhen schwang, einem strahlenden Licht entgegen, tauchte die Finsternis erneut auf. Rha-Ta-N'my und ihre dämonischen Fürsten hatten in Molochos, einem Schwarzen Priester, einen neuen Helfershelfer und starken Kämpfer gefunden. Molochos führte die Schwarze Kaste, er erhoffte sich dadurch eine ranghohe Stellung und ewiges Dämonenleben. Beides hatte er erhalten. Diesen Molochos hatte Björn Hellmark in die Reihen der Menschen zurückgeholt und für seine Ziele gewonnen. Molochos war wieder zu Ak Nafuur geworden, damit zu jenem Mann, der ihm dreizehn Botschaften hinterließ, die ihn schließlich zum Ziel führen sollten, Rha-Ta-N'my zu bekämpfen. Molochos alias Ak Nafuur kannte die Strategie der Mächte der Finsternis wie kein Zweiter und hatte Hellmark damit ein Erbe hinterlassen, dessen Umfang er noch nicht in allen Details überblickte.

Der blonde Mann von Marlos nahm seine Umgebung in sich auf.

Der Talkessel war düster und von grotesk geformten Felsen umgeben. Kahle Bäume, deren Äste und Zweige aussahen wie zusammengesetzte schwarze Knochen, flankierten einige Felsen oder wuchsen vereinzelt auf dem harten Boden, auf dem es sonst kein Gras,

kein Farn gab. Nicht mal Moos wuchs hier. Es war eine unheimliche Umgebung.

In den einzelnen Felsen gab es mannsgroße Löcher. Offenbar befand sich dort der Unterschlupf Akmuts.

Hellmark erreichte das Ende der Gasse zwischen den Kriegern. Wie aus dem Boden gewachsen stand plötzlich wieder der Bandenführer Akmut an seiner Seite. Ihn begleiteten drei seiner Leute. Die anderen zogen sich teilweise in die Höhlenlöcher zurück, wieder andere hockten in Gruppen zusammen, zündeten ein Lagerfeuer an und begannen Fleischstücke zu braten, die sie in dunkelgrünen Folien eingeschlagen hatten.

Ein Geräusch wirbelte Björn herum.

Er sah, daß zwei Spießgesellen Akmuts am Eingang zu Arsons Zeitschiff standen und einen scharfen Befehl nach hinten riefen.

Im Eingang war der Mann mit der Silberhaut aufgetaucht. Er war mit letzter Kraftanstrengung auf allen vieren durch das Schiff gekrochen, um zu sehen, was aus dem Freund wurde. Er wollte Hellmark etwas zurufen, aber einer der beiden Wächter vor dem Eingang hinderte ihn daran.

Mit dem Fuß stieß er den Mann mit der Silberhaut zurück, der keine Kraft mehr hatte, um sich zur Wehr zu setzen.

Hellmarks Gesicht wurde hart. Im nächsten Moment war er versucht, Macabros entstehen zu lassen und die beiden Widerlinge, die Arson mit harter Hand über den Boden und in das Zeitschiff zurückschleiften, niederzuschlagen.

Zorn und Wut stiegen in ihm auf, und doch beherrschte er sich im letzten Augenblick. Alles wies darauf hin, daß Akmut nichts von seiner Fähigkeit der Verdoppelung wußte. Wenn er diesen Trumpf jetzt ausspielte, verhinderte er damit möglicherweise eine entscheidende Chance, an die er immer noch glaubte. Er hätte Arson zu Hilfe eilen können, aber es hätte dem Freund nichts genützt. Er wollte, daß mehr dabei herauskam als ein kleiner Augenblickserfolg.

Er dachte an Rani und Arson, an die ganze Lage, die völlig neu entstanden war.

Arson verschwand aus seinem Blickfeld.

Hellmark biß die Zähne zusammen.

Der Bandenführer lachte rauh. »Es ist herrlich«, sagte er mit strahlendem Lächeln und kalt glitzernden Augen. »Davon habe ich immer geträumt. Das Wort der Dämonen hat mich auf den richtigen Weg geführt.«

Hellmark sah ihn mitleidig an. »Bist du sicher, daß es der richtige ist?«

»Ja. Die Ereignisse sind der Beweis. Was will ich mehr? Ich habe dieses Tal gefunden, in dem Zauberer aus Lemuria einst ihre Spuren

hinterließen. Dies zu erkennen, war der erste Schritt. Es auszunutzen der zweite.«

Er unterbrach sich. Hinter den nördlichen Berghängen leuchtete giftgrüner Feuerschein, der manchmal von violettem Licht durchbrochen wurde. Dumpfes Grollen und das Vibrieren der Luft wies auf Kampfhandlungen hin.

Akmut wiegte den Kopf. »Es hört sich gut an, nicht wahr? Die Armeen, die von Rha-Ta-N'my und allen ihr zugehörenden Kräften unterstützt werden, befinden sich auf dem Vormarsch. Molochos wird siegen.«

Björn wußte, daß er damit eine Wahrheit aussprach, an der zu diesem Zeitpunkt hier nichts und niemand mehr etwas ändern konnte.

»Xantilon steht vor dem Untergang«, sagte er auf die Worte des Bandenführers. »In den großen Städten, weisen schwere Erderschütterungen und Aufbrüche darauf hin, daß die Insel zerbrechen und im Meer versinken wird.«

»Richtig«, entgegnete Akmut rauh, als bestätige er damit eine Selbstverständlichkeit. »Die alte Ordnung wird untergehen. So ist es vorgesehen. Und eine neue wird an ihre Stelle treten. Es wird ein neues Xantilon geben.«

»Wann und wie, Akmut?« konnte Hellmark sich die Frage nicht verkneifen.

»Zeitpunkt und Ort stehen nicht fest Kenner der okkulten Schriften – Molochos gehört zu ihnen – wissen darüber mehr. Wo ein Untergang erfolgt, wird neues Leben entstehen. Das war noch nie anders.«

»Hm… Das steht in gewissen Schriften?«

»Ja. Du solltest sie lesen, Kaphoon. Wiedergeborener…«

»Ich werde mich davor hüten…« Während er gesprochen hatte, war er stehen geblieben. Er erhielt von einem der Begleiter Akmuts einen Stoß in die Rippen.

»Weitergehen«, sagte auch der Bandenführer. »Durch die Eroberung des Zeitschiffes steht uns zwar alle Zeit der Welt zur Verfügung, doch Zeit kann man nie genug haben. Ich kann es kaum erwarten, dein Gesicht zu sehen, wenn du erkennst, daß wir nicht bluffen. Ich genieße den Triumph, den mir deine Festnahme bereitet.«

»Es ist der Triumph der Dämonen, die es kaum erwarten können, Xantilon in Schutt und Asche zu legen und euch mit ins Verderben zu reißen…«

»So sprechen alle, die nichts von diesen Dingen verstehen, sie nicht verstehen wollen«, Akmut sprach von oben herab und war sich seiner Sache sicher. »Die Bilder sprechen für sich. Wir haben dich gefunden – dies ist ein weiterer Beweis. Es ist ein Beweis, daß wir in der Zukunft waren und daß Kaphoon tatsächlich wiedergeboren wurde. Um seinen Kampf in der Zukunft gegen die Kräfte, die Molochos herbeigerufen

hat, zu verhindern, sind wir darauf gekommen, einige Dinge von ihm zu verlangen, die er uns auch geben wird.«

»Du scheinst dir deiner Sache sehr sicher zu sein.«

»Selbstverständlich. Ich kenne die Zukunft und die Gegenwart. Was will ich mehr? Die ›Bilder‹ zeigen deine Macht, die ich dir beschneiden werde. Wir wollen nicht viel von dir. Überlaß' mir die Dämonenmaske, die bisher erbeuteten Manja-Augen, den Trank der Siaris, den Schlüssel in die Welt Komestos II, das ›Kalte Licht der Schlangengöttin‹ und den Totenschädel des guufschen Magierpriesters.«

Björn versuchte, sich seine Überraschung nicht anmerken zu lassen.

Akmut wußte selbst über seine neuesten Errungenschaften bestens Bescheid! Durch die ›Bilder‹? Was meinte er damit?

Es schien, als hätte er Hellmarks Gedanken erraten. »Ich bin sehr gut informiert, wie du siehst. Wenn dir dein Leben lieb ist, wirst du mir alles übergeben.«

»Wenn ich's nicht tue?«

»Töten wir dich auf der Stelle!«

»Das glaube ich nicht. Um an die Sachen heranzukommen, braucht ihr mich.«

Überheblich lachend antwortete ihm Akmut: »Nicht unbedingt! Es gibt noch andere, die es tun werden.«

Er spielte auf die Freunde an, die noch auf Marlos weilten. Irgendwann und irgendwie würde es diesem kaltherzigen Menschen gelingen, doch ans Ziel zu kommen.

»Was für Vorteile habe ich, wenn ich auf deinen Vorschlag schnell eingehe?«

»Du wirst sie gleich sehen – am Beispiel deines Freundes.«

Wieder die Anspielung auf Rani Mahay. Aber keine weitere Erläuterung. Hellmark wurde es bang.

»Wir lassen dich laufen. Das ist ein faires Angebot, findest du nicht auch?«

»Laufenlassen bedeutet – du schickst mich einfach weg, hinein in eine Welt, die dem Untergang geweiht ist? Du wirst mich nicht in meine Zeit zurückbringen?«

»Stimmt. Du hast es sofort erkannt.«

»Ohne eine Waffe bin ich hier verloren. Ich kenne die Lage dieses Ortes nicht mal.«

»Das ist deine Sache. Ich schenke dir das Leben. Was du daraus machst, geht mich nichts mehr an. Vielleicht begegnest du Kaphoon? Gemeinsam könnt ihr euch dann auf die Suche nach dem ›Schwert des Toten Gottes‹ machen.«

Auch darüber wußte er Bescheid. Durch die ›Bilder‹ oder durch die

unfreiwillige Bekanntgabe gewisser Details aus Arsons Mund?

Sie hatten das Ende des Lagerplatzes erreicht. Jedenfalls nahm Björn an, daß es das Ende war, denn ein riesiger Felsblock, grotesk geformt, was dadurch noch unterstrichen wurde, daß aus ihm heraus mehrere bizarre Baumstämme mit kahlen Zweigen wuchsen, sperrte das Gelände. Die seltsamen, wie Krallenhände geformten Zweige bildeten einen torbogenartigen Auswuchs, unter dem der Bandenführer, Hellmark und die drei Wächter durchgingen.

Was Hellmark sah, erfüllte ihn mit Verwirrung und Grauen.

Hinter dem Torbogen gab es einen kleineren Talkessel, in dem pulsierende Finsternis lag.

Zur Linken hing ein gewaltiges Netz zwischen den bizarren Zweigen, das aussah wie ein überdimensionales Spinnennetz, das jedoch unregelmäßig geformte Felder aufwies. Diese Felder waren gut einen Quadratmeter groß. Einige von ihnen waren stumpf und grau, andere wirkten wie Augen, die in eine andere Welt blicken. Und diese Welt war die Zukunft!

Er sah einige Straßen, durch die Menschen liefen, Autos fuhren. Er erblickte ein Schiff auf dem Meer. Die Luft war diesig.

In einem spitz, zulaufenden Segment des Netzes, ganz links unten, sah Hellmark tanzende Menschen. Eingeborene auf einer ihm unbekannten Insel, die sich mit grellen Farben geschminkt hatten.

Ein Bild in der Mitte etwa zeigte einen Autounfall. Zwei Wagen prallten auf einer einsamen, engen Straße zusammen.

Dann wechselten die Bilder. Alle auf einmal.

Neue Szenen kamen. Sie zeigten wiederum willkürlich gewählte Ausschnitte aus dem Leben der Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts. Aber es waren immer nur die vier Segmente, die funktionierten. Alle anderen blieben stumpf und matt, wie erloschene Augen, die nicht mehr › sahen ‹… unwillkürlich drängte sich Hellmark dieser Vergleich auf.

Dieses Netz war so etwas wie eine Kristallkugel, mit der man in die Zukunft sehen konnte! Durch die stetig wechselnden Bildsequenzen war irgendwann auch jener Ort gezeigt worden, an dem Björn und Rani sich aufhielten, um die Geheimnisse der Höhle des Unheils zu enträtseln und die Ankunft der Pestreiter zu verhindern, die Ak Nafuur auf die Anwesenheit des tausendfältigen Myriadus’ zurückführte.

Trotz der stickigen, beinahe treibhausähnlichen Luft fröstelte Hellmark plötzlich, als er sah, was zur Rechten stand. Vom Netz aus führte ein dünner, gelblich grüner Strang zu einem riesigen eiförmigen Gebilde, an das er sich nur ungern erinnerte.

Eine Zelle des Myriadus, mindestens zwanzig Meter hoch, mit einem schätzungsweisen mittleren Umfang von dreißig Metern!

Unwillkürlich stockte Björn der Atem.

Das Netz und das Ei waren wie durch eine Nabelschnur miteinander verbunden.

Unruhig bewegten sich Tausende von Fäden an der Außenhülle der Myriadus-Zelle, die Hellmark als Tempel im Mikrokosmos kennengelernt hatte. Ein lebender Tempel!

Aber es gab noch mehr.

Vor dem eiförmigen Gebilde stand ein Block, der aus einem gigantischen, glasklaren Kristall rechteckig herausgeschnitten zu sein schien.

Hellmarks Augen würden groß wie Untertassen. Der Block umschloß etwas. Ein Schwert! Das ›Schwert des Toten Gottes‹!

*

Er zog alles in Zweifel. Seine Sinne, seinen Verstand, die Fähigkeit, unterscheiden zu können zwischen Traum und Wirklichkeit.

Aber die Situation zwang ihn zu handeln.

Dieses Haus war verhext!

Eric Fraplin tat etwas, was er auf seinen langjährigen Reisen durch die ganze Welt im Augenblick der Gefahr stets getan hatte: Nicht abwarten, sondern sofort handeln. Seine Reaktion war ein Reflex, war ihm in Fleisch und Blut übergegangen.

Er warf sich nach vorn, direkt einem der Reiter entgegen.

Damit rechnete bestimmt niemand.

Er fiel dem schwarzen Pferd in die Zügel und riß es mit kraftvollem Ruck herum.

Das gelang ihm auch.

Sich aber auf das Reittier zu schwingen – dazu kam er nicht mehr.

Der unheimliche Reiter mit den weißglühenden Händen und dem von innen heraus leuchtenden breiten Kopf ließ sich nicht aus dem Sattel heben, wie Fraplin dies gehofft hatte. Dieses unheimliche Gespenst aus einer anderen Welt war förmlich mit dem Tier verwachsen.

Die weiße Hand schoß nach vorn.

Fraplin erhielt einen Stoß gegen die Brust, daß er meinte, das Pferd hätte ihn getreten.

Er taumelte, flog zurück und konnte, im letzten Augenblick verhindern, daß er zu Boden stürzte.

Fraplin wich zurück und starrte auf die Pferde, die sich ihm zuwandten, die unheimlichen Reiter, deren Blicke ihn verfolgten, auf Fred Mason und dessen Frau, die neben ihm auf der Schwelle des Hauses auftauchte.

Sie lachten, daß es grausam laut durch die Nacht hallte und ihn von allen Seiten einzuholen schien.

»Narr, Fraplin! Sie sind ein Narr!« rief Mason ihm zu, und er wollte, sich beinahe kugeln vor Lachen. »Glauben Sie denn wirklich, Sie würden hinter das Geheimnis jener Dinge kommen, die mich veranlaßten, den weiteren Weg in den Dschungel abzubrechen? Fred Mason hat ihn abgebrochen, denn er ist mir begegnet. Fred Mason und seine Frau hatten Berührung mit mir und sie sind gestorben. Übrig geblieben bin ich, Myriadus, der Dämon mit den tausend Gestalten, der kleiner sein kann als eine Mikrobe und größer als ein Berg. Ich kann tausenderlei Formen annehmen zur gleichen Zeit Tier und Pflanze und Mensch sein, ein Staubkorn an deinen Schuhen, ein Vogel in der Luft, ein Stein, auf den du trittst… ich bin Fred Mason und Elisabeth Mason, bin ein Teil dieses Hauses, ein Teil dessen, was deine Krankheit sein wird, die du unter die Menschen tragen wirst. Verbreite die Kunde von Myriadus und den Pestreitern, die er mitgebracht hat, sie werden dir glauben, weil sie dich sehen. Aber sie werden an dem, was kommt, nichts ändern können. Die Zellen sind reif, sie werden sich teilen und vermehren und weitere Pestreiter schicken. Nichts kann sie zerstören, töten, aus der Welt schaffen. Die Pest wird bleiben und das Land für Rha-Ta-N'my vorbereiten, damit sie sich wohlfühlt unter ihresgleichen.«

Fraplin stöhnte. Sein Gesicht war schweißüberströmt, und er zitterte am ganzen Körper wie Espenlaub.

Diese abgrundtiefe Angst! Das war kein Traum mehr, das war die Wirklichkeit.

Grauen schnürte ihm die Kehle zu, während er weiter rückwärts taumelte und sich endlich von dem Anblick des Gespenstischen und des Hauses losreißen konnte. Schwer atmend und stöhnend lief er weiter, so schnell ihn seine Füße trugen.

»Ja, laufe nur… lauf… aber wohin?!« verfolgte die eisige, spöttische Stimme ihn. »Wo du hingehst, werde ich schon lange vor dir sein!«

Ich muß ins Hotel zurück, hämmerte es hinter Fraplins Stirn. Peggy! Sie befindet sich in tödlicher Gefahr. Sie hatte Berührung mit – Myriadus, mit den Pestreitern, sie trägt den Keim in sich und…

Da sah er das riesige Gebilde über sich, das sich wie ein Luftballon auf ihn herabsenkte und mit ihm den Weg einschlug, den er lief: Ein riesiges, schwammig und ekelhaft aussehendes Ei! Es schien, als wäre es mit schleimiger Brühe Übergossen.

Das Ei spaltete sich von oben her und klappte auseinander. Aus dem gewaltigen, düsteren Spalt, der das Innere des Gebildes kaum ahnen ließ, löste sich etwas und wurde rasch größer: Reiter auf schwarzen Pferden, Reiter, die nur aus zwei leuchtenden Händen und einem glühenden weißen Kopf bestanden!

Er rannte wie von Sinnen, und es war wie in einem Alptraum, der

den Eindruck vermittelte, auf der Stelle zu treten, trotz aller verzweifelten Anstrengung keinen Schritt der Gefahr zu entfliehen.

Er sah die Reiter auf sich zupreschen und duckte sich instinktiv, als er meinte, die Hufe würden seinen Kopf zerschmettern.

Es kam zu einer Berührung, aber er spürte sie nicht.

Es war, wie Peggy im Fieber berichtet hatte. Aber er hatte es nicht ernst genommen.

Die Reiter waren nicht körperlich, waren nur Schemen, Spukbilder, die ihn streiften.

Sie ritten durch ihn hindurch!

Die Hände, die er in Abwehr instinktiv emporgerissen hatte, ließ er langsam wieder sinken.

Etwas tropfte auf ihn herab, ein dicker, zäher Tropfen.

Er starrte auf seine Hände. Sie sahen aus wie geschwollen, wirkten erst wächsern, dann gelblich grün und schwammig. Die Konturen seiner Figur wurden überdeckt von der Masse, aus' der das unheimliche eiförmige Gebilde bestand.

Nicht nur die Finger, nicht nur die Hand… Es setzte sich fort an den Armen, den Beinen, Schultern und dem Kopf. Wie eine Kettenreaktion nahm es seinen Lauf und war durch nichts zu bremsen. Die Pest aus einer anderen Welt kam nicht nur von außen, sie fraß sich auch im Innern seines Körpers fort, kam von innen heraus.

Sekunden nach dem Auftauchen der Pestreiter und dem riesigen Ei am nächtlichen Himmel über ihm war Eric Fraplin am ganzen Körper von einer dicken, schleimigen Masse bedeckt, war eine Gestalt, die ganz daraus bestand. Er sah aus, als wäre er einem See entstiegen, in dem sich nur gelbgrüner Schlamm befand.

Ein Ungeheuer wankte durch die Nacht und verließ den Ort des Grauens, um anderswo als Zeuge für die grauenvolle Macht Myriadus' zu fungieren, um den Keim weiterzugeben, der sich in der Abgeschiedenheit des afrikanischen Dschungels entwickeln konnte, ohne daß jemand den Fortgang beobachtet hätte.

Er wußte nun, wie die wirkliche Beschaffenheit von Elisabeth und Fred Mason war, daß sie Zellen aus Myriadus' Körper waren. Er dagegen war nur ein Bote und dazu auserkoren, die Saat des Unheils zu säen.

*

Dies war eine Entdeckung, die er machte.

Die zweite folgte auf dem Fuß.

Der körperlose Pepe registrierte im selben Moment eine Kraft, die ihm bekannt und gleichzeitig fremd vorkam.

Es war ein parapsychisches Kraftfeld von einer Stärke, daß es ihn

traf wie ein Hammerschlag.

Um ihn herum begann alles zu kreisen, und er geriet in diesen Strudel, der am ehesten mit einer magnetischen Kraft zu vergleichen war.

Diese Kraft spürte er deutlich, wenn er selbst etwas mit seinem Geist unternahm, wenn er beispielsweise eine Birne platzen ließ oder einen Löffel verbog. Früher war dies meist unbewußt geschehen.

Er meinte wie ein Metallspan von zwei riesigen Magneten hin und hergezogen zu werden, ohne daß ersichtlich wurde, in welche Richtung der Zug erfolgte.

Das also war es!

Er erkannte das Ungeheuerliche mit einer Klarheit, die ihn erschreckte.

Diese Kraft, der er hier in voller Stärke begegnete, war bereits wirksam gewesen während der Operation und danach, als er noch unter narkotisierenden Medikamenten stand. Diese Kraft und seine Unfähigkeit, die eigene parapsychische Gabe zu kontrollieren und gegenwirken zu lassen, hatte das Grausame bewirkt. Sein Geist war aus dem Körper herausgelöst worden und konnte sich nicht mehr mit der leiblichen Hülle verbinden!

Aus diesem Zimmer in der höchsten Etage des Hospitals war die Gefahr gekommen. Und wie er es erfaßte, darüber wußte niemand Bescheid.

Doch dieses unheimliche Spiel freier, parapsychischer Kräfte fing nicht nur ihn ein wie ein Netz einen fliegenden Ball – sie waren auch eine Gefahr für andere. Er erfaßte es, ohne dafür zunächst eine Begründung zu haben.

Es hing mit der Patientin zusammen, die hier lag.

Sie schwamm in einer wahren Flut parapsychischer Kraft, erzeugte sie und benötigte sie. Und die Kraft, die sie selbst verbrauchte, zapfte sie in diesen Sekunden auch Pepes Geist ab, der durch einen Zufall in dieses Milieu geraten war. Sie tat es automatisch und schien die Nähe des fremden Geistes überhaupt nicht zu registrieren.

Gefahr! Für ihn und für andere.

Carminia, grellte der Gedanke in ihm auf… ich muß zu ihr, sie wird gleich hier im Hospital sein. Ich muß mich bemerkbar machen und versuchen, ihr ein Signal zukommen zu lassen… sie muß wissen, daß man meinen Leib nicht beisetzen darf, daß ich eine Chance haben muß, in ihn zurückzukehren. Wenn diese Kraft hier entfernt wird, ist das möglich!

Es war wie ein Jubeln in ihm. Aber gleichzeitig auch tiefe Niedergeschlagenheit, denn er machte eine grauenvolle Entdeckung.

Dieses hartnäckige Feld parapsychischer Energie baute sich aus unbekannten Quellen weiter auf, hemmte ihn, schränkte ihn weiter

ein und hielt ihn umschlungen.

Er war mitten in der Kräftespirale und kam nicht mehr frei. Er sah die Wände des Zimmers, die zu kreisen schienen. In Wirklichkeit war er es, der sich permanent drehte wie ein Planet um seine Sonne.

Er versuchte die Außenbezirke des Kraftfeldes zu erreichen.

Unmöglich. Das andere war stärker. Es war, als ob David gegen Goliath kämpfe.

Pepe konnte nichts mehr unternehmen. Resignierend ließ er sich treiben, starrte in die Tiefe und sah Elisabeth Mason, die ruhig schlief. Tiefe Atemzüge kündeten davon.

Pepe konzentrierte sich auf die Lampe über dem Bett. Er wollte die Birne mit lautem Knall platzen lassen. Wenn dann jemand kam – vielleicht wurde wenigstens für einen flüchtigen Augenblick das Feld gestört, und er konnte entweichen?

Seine Hoffnung erfüllte sich nicht. Er konnte der parapsychischen Mauer nichts Gleichwertiges entgegensetzen. Er kam nicht ›hinüber‹ zur Quelle, die er auslöschen wollte.

Sein Blick für das, was sich im Zimmer befand, war nach wie vor ungetrübt, auch wenn er spürte, daß er Kräfte einbüßte.

So entging ihm nicht, was im Bett geschah.

Elisabeth Mason bewegte sich und schlug die Decke zurück. Ihr schlanker Körper blähte sich im selben Moment auf wie ein Ballon. Sie veränderte von einer Sekunde zur anderen völlig ihre Form. Nichts mehr Menschliches haftete ihr an.

Ein eiförmiger Körper wuchs rasch zur vollen Größe heran. Er nahm das ganze Bett ein, blähte sich weiter auf, reichte schon bis zur Mitte des Zimmers und dehnte sich nach allen Seiten gleichmäßig aus. In gleichem Maß, da das unheimliche Ei wuchs, nahmen Pepes Kräfte ab. Es schien, als würde sich das seltsame Gebilde, das eine schwammige, mit Tausenden von hauchdünnen Fäden besetzte Oberfläche aufwies, von dieser geistigen Kraft ringsum ernähren.

Das Unheil war in die Welt gekommen, eine Zelle Myriadus', von der Björn gesprochen hatte, lebte und agierte hier im St. Helens Hospital. Diese Myriadus-Zelle führte Schreckliches im Sinn. Und Pepe, der sie entdeckt hatte, besaß keine Möglichkeit, eine Warnung jenen zu geben, die etwas damit anfangen konnten.

Er merkte, wie seine Eindrücke verblaßten, wie er das riesige Ei nur noch wahrnahm wie durch eine Milchglasscheibe. Die Schwäche nahm zu. Irgend etwas saugte ihn aus wie ein Vampir, und er wußte, daß es keine Möglichkeit mehr gab, in den Körper zurückzukehren, der noch warm war und den er nicht für immer verlassen wollte.

Er schrie um Hilfe, aber niemand hörte ihn. Er versuchte, dem Sog zu entkommen, in dessen Zentrum er steckte, aber ihm fehlte die Kraft dazu.

Er hatte das Gefühl von Auflösung.

*

Carminia Brado betrat mit Dr. Mills das Hospital.

Der erste Weg führte in das Arbeitszimmer Professor Henderson. Er sprach eingehend und einfühlend mit der Brasilianerin. Ihm gegenüber erwähnte sie auch die eigenartigen Vorkommnisse, die während ihres Gesprächs mit Henry Mills geschahen. Ob Ähnliches hier im Hospital passiert war? Sie gierte förmlich nach einer Bestätigung. Doch außer dem Zwischenfall mit dem Telefon und dem Ausfall mehrerer Glühbirnen war nichts weiter passiert.

»Den ganzen Tag über mehr nicht?« hakte sie nach.

»Nein, Miss Brado es ist alles ruhig geblieben.«

»Ich kann mich nicht so getäuscht haben«, murmelte sie. »Ich habe eindeutig eine Botschaft Pepes empfangen – und nicht nur ich. Auch Dr. Mills. Er ist mein Zeuge. Ich hatte gehofft, hier weitere Spuren seines Wirkens zu entdecken.«

Gemeinsam gingen sie in die Leichenkammer. Dort lag der Tote aufgebahrt.

Noch drei weitere Tage wollte man ihn hier liegen lassen, ehe man ihn zur Beerdigung freigab. Bis dahin wollte Henderson auch klären, woran sein Patient gestorben war. Menschliches und technisches Versagen des Operationsteams war bereits mit hundertprozentiger Gewißheit ausgeschlossen.

Auf dem Weg zur und von der Leichenkammer hoffte Carminia Brado, daß sich weitere Zeichen ereigneten. Sie bemerkte jedoch nichts.

Hatte Pepes parapsychische Kraft nur innerhalb einer bestimmten Zeitspanne nach seinem Tod gewirkt und hatten sich jetzt aufgelöst? Sie wollte es einfach nicht wahrhaben, noch nicht!

Hatten die Kräfte, die sich in Mills Wohnung bemerkbar gemacht hatten, den Weg in das St. Helens Hospital nicht mehr gefunden?

Carminia wußte nicht mehr, was sie in dieser Situation noch glauben sollte und konnte. Sie bedauerte, daß Björn nicht greifbar war. Wie wichtig wäre es gerade jetzt gewesen, mit ihm die Dinge zu erörtern. Doch Rani und er waren nicht auf der Insel, befanden sich auf der Suche nach den Pestreitern, deren Auftauchen sie so früh wie möglich verhindern wollten.

Ihr Vorstoß kam wie aus der Pistole geschossen.

»Mir kommt das alles nicht ganz geheuer vor«, sagte sie leise. »Ich glaube, daß es leichtsinnig wäre, die Dinge einfach auf sich beruhen zu lassen. Für Sie, Professor, mag das alles sehr merkwürdig sein. Aber lassen Sie sich von Dr. Mills sagen, was für Erlebnisse er schon mit

übersinnlichen Phänomenen gehabt hat. Einem Kollegen, an dessen sachlicher Kritik und Meinung wohl kaum zu zweifeln ist, werden Sie sicher eher glauben. Die Parapsychologie und alles, was mit ihr zu tun hat, ist ein Gebiet, das man eben erst in Randgebieten erforscht. Das weite Feld der Möglichkeiten ist nach wie vor unbekannt und weckt nur bei denen eine Ahnung, die unmittelbar bisher damit konfrontiert wurden.

Solange es keine plausible Erklärung für die Erscheinungen hier im Hospital und in Dr. Mills' Wohnung gibt, muß ich davon ausgehen, daß sie Zeichen einer überschießenden, unkontrollierten geistigen Kraft darstellen, einer Kraft, die Pepe innewohnte.

Sie beide, meine Herren, können mir behilflich sein, hinter diese Zeichen zu kommen.«

»Gern, Miss Brado«, beeilte Dr. Mills sich zu sagen. »Von meiner Seite gibt es darüber nicht den geringsten Zweifel.«

»Bitte, verfügen Sie auch über mich«, warf Prof. Henderson ein.

»Ich wehre mich zwar innerlich gegen gewisse Gedankengänge – aber kein Mensch ist jemals so fertig, daß er nicht noch etwas hinzulernen könnte. Und gerade in der letzten Zeit wird viel darüber gesprochen, daß auf der Grenze zwischen Leben und Tod Kräfte frei werden, die bisher keine eindeutige wissenschaftliche Erklärung gefunden haben.«

»Selbst wenn das nicht der Fall ist, kann man die Augen nicht vor Dingen verschließen, die es in dieser Welt gibt«, widersprach Carminia Brado dem Skeptiker. »Ich möchte Dr. Mills bitten, in seiner unmittelbaren Umgebung alle besonderen, nicht alltäglichen Vorkommnisse genau zu beachten und aufzuzeichnen – und Sie, Professor, möchte ich um die Erlaubnis bitten, daß ich mich in den nächsten Stunden hier im Hospital aufhalten und mir alles ansehen kann, was ich für richtig halte. Das ist eine sehr weitgehende, ja unverschämte Bitte, ich weiß. Aber ich habe in Anbetracht der besonderen Situation keine andere Wahl.«

»Es gibt keinen Grund, Ihnen diese Bitte zu verweigern, Miss Brado, obwohl sie ungewöhnlich ist, wie ich zugeben muß. Als Chefarzt dieses Hospitals kann ich Ihnen jedoch hiermit die Erlaubnis erteilen. Niemand wird Sie daran hindern, etwas zu sehen, wenn Sie es für angebracht halten.«

»Danke, Professor! Ich weiß selbst nicht, was ich unter Umständen sehen und beobachten möchte. Es kommt aus dem Augenblick heraus. Ich möchte dabei gern selbst unbeobachtet sein.«

»Das verstehe ich«, nickte Henderson. »Ich werde Anweisung geben, daß Ihnen niemand etwas verweigert und…«

Carminia lächelte matt. »Ich habe meine eigene Methode, mich zu schützen, Professor. Ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen.

Wenn ich möchte, daß mich in den nächsten Stunden niemand sieht, habe ich dazu Gelegenheit.«

Auf Hendersons Stirn zeigten sich Falten. Carminia Brados Andeutung befremdete ihn offensichtlich.

Die schöne Brasilianerin streckte ihre linke Hand aus. Am Armgelenk trug sie einen dünnen, feingearbeiteten Reif. »Velenas Armreif. Er verspricht Unsichtbarkeit und Schutz. Ich glaube, es ist angebracht, wenn ich mich ein wenig in diesem Hospital umsehe, ohne dabei selbst gesehen zu werden. Zumindest für die nächsten Stunden. Ich weiß nicht, was ich suche und ob ich überhaupt etwas finde, das mit Pepe in Zusammenhang gebracht werden kann. Ich habe einen Verdacht – und deshalb die Hoffnung, daß sein Leben noch nicht zu Ende ist. Während der Operation oder der Narkose ist ein Zustand entstanden, den niemand voraussehen konnte. Pepe erhielt auf irgendeine Weise einen geistigen oder parapsychischen Schock, so daß sich, ohne daß ein körperlicher Grund dafür angegeben werden kann, seine parapsychische Kraft löste und damit Geist und Seele aus seinem Leib trug. Ein Geistkörper, der sich möglicherweise verirrt hat, auf der Suche nach seinem stofflichen Leib ist, ist unter Umständen auf spür- und ansprechbar. Ich vermute, daß Pepe sich noch hier im Hospital aufhält, daß die Kraft langsam schwächer wird, möglicherweise auch die Erinnerung an den Ort, wo er seinen Körper verließ. In diesem Zusammenhang möchte ich sie ganz herzlich bitten, die Bahre mit der sterblichen Hülle noch mal an einen anderen Ort zu bringen und weitergehende Untersuchungen noch nicht anzustellen. Und nun sehen Sie selbst, Professor, wozu Kräfte imstande sind, die man wissenschaftlich nicht erklären kann.« Noch während sie sprach, drehte sie den Armreif.

Ihre Körperumrisse verblaßten langsam und tauchten dann völlig im Nichts unter.

Wo Carminia Brado eben noch gestanden hatte, war sie nicht mehr zu sehen. Aber sie war noch da! Sie war lediglich unsichtbar, und so gab es keine Leere, in die leise fauchend die Luft eingefallen wäre, wie es sonst geschah, wenn sie sich durch Teleportation an einen anderen Ort versetzte.

»Ich bin nach wie vor an der gleichen Stelle meine Herren«, ertönte ihre leise, angenehme Stimme. »Ich kann Sie sehen – Sie auch anfassen.« Mills und Henderson fühlten beide gleichzeitig, daß jemand sie am Arm berührte. »Ich werde mich unbemerkt überall dort bewegen können, wo ich es für richtig halte. Ich werde mich im ganzen Hospital umsehen, Professor, mit Ihrer Erlaubnis. Vom Keller bis zum Dach. Nicht alle Türen werden mir offen stehen. Da ich zwar unsichtbar, aber nicht körperlos bin, kann ich nicht durch verschlossene Türen gehen. Würden Sie mir einen Universalschlüssel

beschaffen, mit dem ich…«

Sie brauchte nicht zu Ende zu sprechen. Henderson nickte.

Fünf Minuten später drückte der Professor ihr den Schlüssel in die Hand. Kaum berührte die unsichtbare Hand ihn, war auch der Gegenstand nicht mehr zu sehen.

»Vielen Dank! Ich werde mich wieder bei Ihnen melden, meine Herren, wenn ich meine Mission beendet habe oder eine Notwendigkeit dazu besteht…«

Carminia Brado unterbrach sich, als der alarmierende Summton ertönte. Er kam aus der Tasche des weißen Kittels, in dem Prof. Henderson sein Taschensprechgerät deponiert hatte. Der Arzt meldete sich auf den Ruf.

Die Stimme aus dem Lautsprecher war deutlich zu verstehen. Auch Carminia Brado bekam die Botschaft mit.

»… haben wir soeben die Meldung erhalten, Professor, daß der Wagen mit dem Kranken auf dem Weg zum St. Helens Hospital ist. Prof. Manderly wurde bereits verständigt. Nach Aussage des Arztes, der den Kranken zuerst untersucht hat, bestehen alle Anzeichen einer pestartigen Infektion. Der Tote wurde dreißig Meilen außerhalb von einem Taxifahrer am Straßenrand gefunden. Der Mann hat sofort einen Arzt verständigt. Dieser Arzt hat verlangt, daß auch er mit ins Hospital darf, da man bis zur Stunde nicht weiß, um welche Art Erkrankung es sich handelt. Der Wagen wird in wenigen Minuten das Klinikgelände erreichen.«

Henderson bedankte sich für den Hinweis aus der Anmeldung und entfaltete eine fieberhafte Aktivität.

Er setzte sich – ebenfalls über das Handfunkgerät – sofort mit Prof. Manderly in Verbindung, der die Forschungs- und Isolierstation in der fünfzehnten Etage leitete. Dies war die einzige Abteilung, die nicht direkt Prof. Henderson unterstand, sondern einem Kollegen. Die Station wurde mit Sondermitteln vom Staat finanziert und unterstützt.

Henderson bat seinen Kollegen um Mitteilung, wann der Kranke eintraf. »Der Fall interessiert mich«, sagte er. »Ich möchte den Mann gern sehen.«

Manderly versprach Bescheid zu geben.

Selbst Professor Henderson konnte nicht so einfach in diese Sonderstation, in der neue Krankheiten erforscht und behandelt wurden. Der Umgang mit hochwirksamen Krankheitserregern fordert höchste Sicherheitsvorkehrungen. Um in die fünfzehnte Etage zu kommen, gab es einen eigenen Aufzug, der sonst von niemand benutzt wurde. Das oberste Stockwerk war hermetisch von den anderen abgeriegelt.

Für all das zeigte Carminia vorerst kein Interesse. Es gab nur eine Bemerkung, die sie aufgefangen und geradezu elektrisiert hatte.

»Ihr Gesprächspartner, Professor«, meldete sich die unsichtbare Frau, »sprach von einer pestartigen Infektion, nicht wahr? Ich wurde zufällig Zeuge dieser Bemerkung. Hat er ausführliche Hinweise gegeben?«

»Leider nein…«

»Mir bereitet diese Nachricht Kopfzerbrechen.« Carminia mußte an das denken, was der Welt bevorstand, was durch Ak Nafuurs Botschaft an Björn für die nahe Zukunft prophezeit war. Durch die Anwesenheit Myriadus', der alles und jeden kopieren konnte, sollten die Pestreiter in Erscheinung treten. Ging der erste – nun bekanntgewordene Fall – auf ihr Konto?

Welche Umstände hatten zur Erkrankung des noch Unbekannten geführt?

Carminia bat darum, den Toten ebenfalls sehen zu dürfen, wenn er eingeliefert wurde.

Henderson war damit einverstanden. »Wenn Sie allerdings in die geschlossene Abteilung wollen, wäre es gut, mich zu informieren. Ich werde dann unter einem Vorwand bei Manderly vorsprechen, und Sie können die Abteilung dann heimlich auf Ihre Art und Weise betreten, ohne daß der Kollege etwas bemerkt. Allerdings müssen Sie hier äußerste Vorsicht walten lassen, Miss Brado. Bitte, fassen Sie nichts an und binden Sie sich auf alle Fälle einen Mundschutz um!«

»Vielen Dank, Professor! Ich werde Ihre Anregung beherzigen.«

Die Tür wurde wie von Geisterhand geöffnet. Deutlich war zu sehen, wie sich die Klinke senkte und die Tür abgezogen wurde.

Die Unsichtbare verließ den Raum.

Leise fiel die Tür wieder ins Schloß.

Henderson und Mills blickten sich an. Der Professor stieß hörbar die Luft durch die Nase, machte auf dem Absatz kehrt und öffnete die Tür eines kleinen Kühlschranks, der neben der Fensternische eingemauert war. »Entweder brauche ich jetzt einen Drink oder eine Zigarette – oder beides«, sagte der Professor. »Mein lieber Mills, Sie können bestimmt auch einen Doppelstöckigen vertragen, wie? Das beruhigt die Nerven, glauben Sie mir. Ich habe eine Menge Fragen auf dem Herzen, aber haben Sie keine Angst, ich stelle Ihnen nicht eine einzige. Ich habe bereits angefangen zu akzeptieren, ohne lange zu fragen, weil ich eingesehen habe, daß es doch zu nichts führt wenn jetzt allerdings noch einiges passiert, das ich mit meinem sogenannten normalen Menschenverstand nicht auf Anhieb erfasse, dann nimmt mein Geist ernsthaft Schaden.«

Er kippte seinen Whisky und trank das Glas mit einem Schluck leer. »In diesem Fall, Henry, sollten Sie mir rechtzeitig einen guten Psychiater besorgen, dann bin ich nämlich reif für eine Behandlung.«

*

Wie ein Hypnotisierter schritt Björn Hellmark auf den durchsichtigen Block mit dem eingeschlossenen Schwert zu.

Zwanzigtausend Jahre von seiner Zeit entfernt, stieß er auf der Welt, die dem Untergang geweiht war, wieder auf sein Schwert. Es war ihm von Apokalypta entwendet worden. Sie brachte es in den Mikrokosmos und von dort aus gelangte es sicher auf geheimnisvollen Umwegen in die ferne Vergangenheit der Insel Xantilon. Bei seinen Abenteuern im Mikrokosmos hatte Hellmark erkannt, daß Apokalypta und Vertraute der ›ewigen Unheilbringerin‹ die Gelegenheit fanden, von Fall zu Fall in das normale Universum und damit auf die Insel Xantilon zurückzukehren.

Bei einer solchen Gelegenheit mußte das Schwert, mit dem niemand außer ihm sonst etwas anfangen konnte, wieder auf den Kontinent seiner Herstellung geraten sein. Dann fiel es in die Hände der für die Sache der Dämonen kämpfenden Aufständischen unter Führung Akmuts.

Wahrscheinlich würde es niemals gelingen, die Hintergründe genau aufzuklären, die zur Anwesenheit des kostbaren Schwertes gerade in dieser Region geführt hatten.

Der blonde Bandenführer dehnte seinen mächtigen Brustkorb, blickte mit kaltglitzernden Augen auf Björn Hellmark und weidete sich an der Verwirrung und Überraschung seines Gefangenen.

»Wie du siehst, besitzen wir bereits ein wichtiges Requisit deiner Macht, Kaphoon-Nachfolger. Ohne dies Schwert bist du schon weniger stark, ohne die anderen Objekte, die ich dir genannt habe, wirst du nackt und bloß dastehen wie ein Wilder. Auf den richtigen Weg geführt hat uns dieser Myriadus-Tempel. Es gibt Hinweise dafür, daß die Zauberer aus Lemuria, jenem Urkontinent, der lange Zeit vor Xantilon existierte, eine besondere Beziehung zu Myriadus hatten. Es gibt viele Wege, zum Ziel zu kommen durch die Hingabe zu einem der Dämonischen. Die einen verehren Apokalypta, die anderen haben eine Schwäche für Ustur, Dritte wiederum sind überzeugt davon, daß Mandragora oder Phantoma die richtigen sind, ich glaube, daß ich mit Myriadus die meiste Macht erringen kann. Bisherige Erfolge untermauern dies. Er ermöglichte uns den Blick in die Zukunft… man nennt ihn mit Recht den Tausendfältigen. Er kann nicht nur tausenderlei Gestalt annehmen, sondern auch tausend Möglichkeiten entwickeln, einen Gegner zu Boden zu zwingen.

Dieses Tal ist Myriadus’ Tal. Die Zauberer aus Lemuria haben es dazu bestimmt und eine Zelle des mächtigen Dämons hier gezogen. In Xantilon wissen nur wenige von diesem Ort, nämlich nur die, die die maßgeblichen Schriften studiert haben. Dieses Tal liegt nicht direkt

auf der Insel, sondern hinter einem unsichtbar machenden Schleier in den berüchtigten Nebelfelsen jenseits der Nordspitze. Von hier aus planen wir unsere Einsätze. Niemand hat die versteckten Boote bisher gefunden. Nicht mal Kaphoon…« Er lachte, schlug sich auf die Schenkel, daß es klatschte. »Und man erzählt sich so allerlei Wunderdinge von ihm. Bei uns ist ihm bisher nichts geglückt. Wir werden weiter für Myriadus kämpfen und siegen, um seine Macht zu stärken, und dadurch wiederum werden wir von ihm belohnt.«

Akmut deutete auf das netzartige Gebilde mit den wechselnden Bildern. Dieser Myriadus-Zelle war es tatsächlich gelungen, eine geistige Brücke über Zeit und Raum hinweg zu schlagen und Dinge aufzunehmen, die man in dieser Gegenwart als prophetisch bezeichnen mußte. Die Myriadus-Zellen waren Teil des unfaßbarsten dämonischen Lebewesens, das Björn jemals kennengelernt hatte. Die vielseitige Verwandlungsmöglichkeit, die Fähigkeit, Dinge außerhalb seines Körpers entstehen zu lassen, machten ihn unberechenbar und unkenntlich. Seine Lieblingsform aber schien nach wie vor das »Ei« zu sein, wie er auch hier in der Vergangenheit bewies.

Akmut gab seinen Begleitern ein Zeichen.

Aus dem durchsichtigen, geschliffenen Block ragte nur der mit glitzernden Edelsteinen verzierte Schwertgriff.

Erst versuchte es ein Mann die Waffe aus dem Block zu ziehen. Der Krieger Akmuts war muskulös und stark wie ein Pferd. Das Schwert war mit dem durchsichtigen Granitblock verwachsen. Der Mann schaffte es trotz aller Anstrengung nicht, die Waffe auch nur einen Millimeter herauszuziehen.

Sie versuchten es auf einen Wink Akmuts zu dritt.

Auch hier ein vergeblicher Versuch.

»Es gehört uns für alle Zeit, zur Ehre der Dämonen und Rha-Ta-N'mys! Und wir werden ihr zu Füßen noch mehr Beweise deiner Besiegbarkeit legen«, triumphierte Akmut.

Er deutete auf den eiförmigen Tempel, an dem sich leise raschelnd in Äquatorhöhe die zahllosen tentakelartigen Fäden bewegten.

Aus Erfahrung wußte Björn, daß es tödlich war, von diesen Fäden eingefangen zu werden, daß es andererseits aber auch für diese Myriadus-Zelle gefährlich war, wenn die Tentakeln angegriffen wurden. Sie starben dann unter großen Schmerzen ab. Nur so war es Hellmark seinerzeit im Mikrokosmos möglich gewesen, sich aus der tödlichen Umklammerung einer solchen Zelle zu befreien.

Das riesige Ei spaltete sich. Vom Boden her verbreitete sich lautlos eine Öffnung, die so groß war, daß ein erwachsener Mensch bequem und aufrecht hineingehen konnte.

Es war im Mikrokosmos, wie in der barbarischen Welt Horron, in die er verschlagen worden war.

Dort wurde eine solche Myriadus-Zelle als Tempel benutzt und wie ein Gott verehrt. In ihr und auf dem Platz vor ihr brachte man Menschenopfer dar. Der Dämon, der praktisch nicht einen, sondern zahllose Körper hatte, die er wie Sporen in alle Himmelsrichtungen verstreuen konnte, baute aus »Dankbarkeit« eine ungeheure geistige Kraft auf, die – wie Horron bewiesen hatte – zum alles beherrschenden Faktor einer Welt werden konnte, selbst zum Götzen, der wiederum verehrt wurde.

Die Kraft der Gedanken in einer Myriadus-Zelle konnte möglicherweise dafür verantwortlich sein, daß auch die Pestreiter aufkreuzten. Mit bangem Herzen dachte Hellmark an die Welt, aus der er kam. Er wußte nicht, was dort schon geschehen war. Durch die Entführung wurde er davon abgehalten, den Weg zu gehen, den Ak Nafuur ihm als den vierten angekündigt und aufgegeben hatte. Jede Minute, die er hier mit Gewalt festgehalten wurde, fehlte ihm in der Welt, aus der er kam und in die er gehörte.

Akmut versetzte ihm einen Stoß in den Rücken. »Vorwärts! Gehe in den Tempel und schaue dich um! Du wolltest doch deinem Freund einen Besuch abstatten, nicht wahr? Dann zögere nicht länger, wenn du ihn noch lebend sehen willst…«

Grünliche Halbdämmerung hüllte Björn Hellmark ein, als er in den Spalt trat. Er hatte das Gefühl, ein Dom verbreitere sich über ihm. Der Blick wurde in eine unwirkliche Tiefe gelenkt, so daß er meinte, mitten im Universum gelandet zu sein.

Der Boden unter seinen Füßen war weich, wie mit Moos bewachsen. Seine Schritte waren völlig lautlos.

Myriadus war auch hier eine Tempel- und Kultstätte, die von Akmut und seinen wilden Spießgesellen verehrt und gehegt wurde. Hier hatte die Zelle Wurzeln geschlagen und war vereint mit dem Tal, das im Augenblick nur Akmut und seinen Schergen zugänglich war.

Leises Raunen erfüllte das Innere des Tempels. Björn hatte das Gefühl, daß - würde er jetzt laut rufen – ein ungeheures Echo zurückkehren würde.

Der breite Hauptgang war wie eine Schlucht. Zu beiden Seiten zweigten neue Korridore, Nischen und Kammern ab, in denen grünliche Finsternis herrschte. Akmut forderte ihn auf, nur geradeaus zu gehen.

Das Innere des Tempels wirkte auf ihn wie ein Labyrinth.

Die ganze Zeit über schon hatte Björn Hellmark daran gearbeitet, seine Fesseln zu lockern. Er spannte seine Muskeln an und ließ sie wieder locker. Hier in der schummrigen Atmosphäre verstärkte er diese Anstrengungen. Akmut beobachtete ihn nicht sonderlich genau, und seine drei Begleiter waren draußen vor dem »Tempeleingang« zurückgeblieben.

Dann waren sie im Mittelpunkt der Zelle.

Ein phantastisches und schreckliches Panorama erwartete Björn Hellmark.

Der Mittelpunkt erinnerte an einen gewaltigen Strunk, der in bizarren Bahnen aus dem Boden wuchs. Der Untergrund, auf dem Hellmark und sein Begleiter standen, war hier nicht mehr undurchsichtig und weich, sondern fest und durchsichtig wie changierendes Glas, so daß vereinzelt die gewaltigen, spiralförmig gedrehten Wurzeln zu sehen waren, die sich in die Tiefe des felsigen Tals gebohrt hatten und der riesigen Zelle einen festen Stand garantierten.

Die einzelnen Wurzeln sahen zum Teil aus wie grün und gelb gefärbte, von der schützenden Haut befreite Muskelstränge.

Der Strunk, der wie eine grotesk geformte Säule vor ihnen emporwuchs und einen Großteil der Halle einnahm, hatte einen Durchmesser von gut fünf Metern.

An dem Strunk, der mit Löchern und Spalten, Vertiefungen und beulenartigen Erhebungen versehen war, vibrierten zahllose elastische Fäden, die von einem unhörbaren und unfühlbaren Luftstrom in Bewegung gehalten wurden.

Eine dieser Erhebungen war – Rani Mahay!

Nur noch der Kopf von ihm war zu sehen, alles andere lag unter einer dichten Schicht klebriger Fäden versteckt. Der treue Inder war wie in einen Kokon eingesponnen, wurde gefangengehalten von dem unheimlichen lebenden Tempel und war »gerichtet«, wie Akmut unheilvoll verkündet hatte.

Der Inder rührte sich nicht mehr.

*

»Evelyn? Merkwürdig, sie ist noch nicht zurück. Sie wollte dem Gast in Zimmer 812 den bestellten Drink bringen. Das war vor über einer halben Stunde.« Die Frau, die das sagte, war ebenfalls im Hotel Astoria im Zimmerservice tätig. Sie hieß Mary Haie, war fünfundzwanzig Jahre alt, burschikos und hager.

Mary Hale fuhr mit dem Lift in die achte Etage des Hotels. Die Nachschlüssel hatte sie dabei. Sie war von Natur aus mißtrauisch und fast davon überzeugt, daß etwas passiert war.

Im Zimmer Nr. 812 war eine Engländerin namens Peggy Lascane untergebracht. Gesehen hatte sie noch niemand. Sie war mit einem Mann gekommen und gleich aufs Zimmer gegangen. Es hieß, so hatte Mary Haie herausgefunden, daß sie sich nicht sehr wohl fühle. Überhaupt wäre es eine seltene Krankheit, die sie veranlaßt hätte, in die Staaten zu fliegen. Sie wolle sich hier von einem Spezialisten

untersuchen lassen. Deshalb die Nachbarschaft zum St. Helens Hospital, das nur wenige Blöcke entfernt lag.

Mary Haie eilte durch den mit einem roten Teppich ausgelegten Korridor. Dann stand sie vor der Tür der Nummer 812. Sie klopfte an.

Als sich niemand meldete, drückte sie die Klinke herab und mußte feststellen, daß die Tür nicht abgeschlossen war. Mary drückte sie vollends auf und prallte wie vor einer unsichtbaren Wand zurück.

Im Zimmer lagen zwei Personen. Die eine quer über dem Bett, die andere auf dem Boden.

Mary Haie preßte die Hand gegen den Mund, um nicht laut aufzuschreien.

Was sie sah, war mehr, als sie verkraften konnte.

Wie die Körper aussahen!

Sie waren von einer gelbgrün schimmernden, breiigen Masse bedeckt, die aussah wie große, ineinander übergehende Geschwüre.

Zwei reglose, abscheulich wirkende Gestalten. Körper von der Pest zerfressen.

Mary Haies Denken setzte aus. Ihr letzter klarer Gedanke war, daß es sich eigentlich unmöglich um den Hotelgast Peggy Lascane und um ihre Kollegin Evelyn handeln konnte, aber eine andere Erklärung war kaum möglich. Peggy Lascane hatte eine furchtbare Krankheit mitgebracht.

Dann handelte die Frau nur noch mechanisch und instinktiv richtig.

Sie zog die Tür ins Schloß, versperrte sie, lief zum Lift und tauchte drei Minuten später bei ihrem unmittelbaren Vorgesetzten auf. Dem erzählte sie alles. Er wollte nicht glauben, was die phantasiebegabte Angestellte da von sich gab. Zeit ging verloren, weil der Informierte sich aus erster Hand einen Eindruck verschaffen wollte.

Das tat er. Leichenblaß wandte er sich um.

»Das gibt es doch nicht«, stieß er schaudernd hervor.

Die Geschäftsleitung wurde umgehend verständigt.

Sie wiederum alarmierte die Polizei mit der Bitte, diskret vorzugehen. Die Hotelgäste sollten so wenig wie möglich merken. Der Ruf des Hauses stünde auf dem Spiel.

Es kamen nicht nur Polizeibeamte, sondern auch Männer von der Mordkommission. Der gerichtsmedizinische Sachverständige stand vor einem Rätsel.

Er ging an die beiden Leichen nur mit umgebundenem Mundschutz und Gummihandschuhen dran.

Das Zimmer wurde hermetisch von einem Kreis Uniformierter abgesperrt, keiner mehr bekam Zutritt, niemand durfte sehen, was drin passierte.

Der Captain führte pausenlos Telefongespräche.

Einen Fall wie diesen hatte es in New York noch nie gegeben.

Kaum waren die Fotos erledigt, wurden die beiden völlig veränderten Körper mit größter Vorsicht und unter Einhaltung aller Sicherheitsmaßnahmen in Zinksärgen aus dem Hotel und mit dem Sonderfahrzeug der Polizei in das nur wenige Blöcke entfernte St Helens Hospital gebracht.

Dort wartete Dr. Manderly bereits auf die Ankunft der beiden zu untersuchenden Körper. Der Captain der Mordkommission hatte ihm in allen Einzelheiten über die grausige Entdeckung Bericht erstattet.

Manderly stand vor einem Rätsel, wie alle, die damit konfrontiert wurden. Nur eines war ihm bisher klar: Diese beiden neuen Fälle paßten genau zu dem, der ihnen ebenfalls telefonisch geschildert worden war. Ein unbekannter Pestverseuchter war in einem Ambulanzwagen ebenfalls auf dem Weg ins St. Helens Hospital.

Dort liefen die Schicksalsfäden zusammen.

*

Er atmete flach, man merkte es nur, wenn man genau hinsah.

Rani Mahay lebte noch, aber er war in tiefe Bewußtlosigkeit gesunken und reagierte nicht auf Hellmarks Anruf.

Weitere Fäden spannen sich unablässig um den Körper des Inders und verdickten die Schicht. Rani Mahay wurde mehr und mehr von dem lebenden Tempel, der dämonischen Riesenzelle aufgenommen.

Da setzte Hellmark alles auf eine Karte.

Er konnte den Dingen nicht ihren Lauf lassen, und nun würde sich zeigen, ob es richtig gewesen war, solange zu warten.

Es hatte dafür einen Grund gegeben, zu wissen, wo Rani sich befand, was aus ihm geworden war. Und eine ganz besondere Beobachtung hatte ihn dazu veranlaßt abzuwarten, soviel Zeit wie möglich zu gewinnen. Ob es auch ein Gewinn für Rani war, würde sich nun herausstellen.

Björn hatte mit einiger Verwunderung erkannt, daß Akmut über einige Dinge aus seinem Leben und seiner Zeit bestens informiert war, während andererseits wiederum große Wissenslücken klafften.

Er glaubte den Grund hierzu erkannt zu haben.

Es hing mit dem geheimnisvollen Netz zusammen, das mit einer Art ›Lebensfaden‹ an das Ei gebunden war. Dieses Netz und die Informationen aus der Zukunft waren unvollständig. Was Akmut wußte, war Stückwerk.

Hellmark hoffte, daß seine Beobachtung mit der Wirklichkeit übereinstimmte und handelte.

Er ließ Macabros entstehen.

Sein Doppelkörper schälte sich außerhalb des Tempels wie ein

Geist aus dem Nichts.

Er entstand unmittelbar neben dem geschliffenen Block, in dem das ›Schwert des Toten Gottes‹ eingeschweißt war.

Die drei Wächter Akmuts rissen die Augen auf, die Unterkiefer klappten ihnen herab, als sie so plötzlich den Gefangenen vor sich auftauchen sahen.

Seine Hände waren frei, und seine Rechte zuckte auf den Schwertgriff zu, der aus dem Block ragte.

Akmuts Spießgesellen warfen sich nach vorn auf Macabros zu, den sie für Hellmark hielten, denn zwischen Björn und seinem Astralleib gab es nicht den feinsten Unterschied. Nur einen, aber der war nicht augenfällig. Macabros bestand aus einer feinstofflichen, ätherischen Substanz und war eine geistige Kopie von Hellmarks ganzer Erscheinung.

Was Macabros vermochte, war für die drei Beobachter ein Alptraum. Was sie mit ihrer wilden Kraft nicht vermocht hatten, schaffte Macabros mit leichter Hand.

Dieses Schwert war nur für einen geschmiedet: für die Hand Kaphoons alias Hellmarks. Stellvertretend dafür stand Macabros, der Geist, Bewußtsein und Seele jenes Mannes manifestierte, der im Innern des Tempels stand, noch beide Hände auf den Rücken gebunden.

Das ›Schwert des Toten Gottes‹ löste sich aus dem glasklaren Granitblock wie ein heißes Messer aus der Butter. Das Schwert glitt fast von allein in Macabros' Hand.

Die drei Wächter stöhnten wie auf Kommando und handelten nach drei bis vier Sekunden Verzögerung.

Ihre Hände schnellten herab zu den Wurfdolchen und rissen sie heraus. Ein Hagel von blitzenden Dolchen ging auf Macabros nieder, traf ihn in der Brust, auf den Schultern und an der Hand, die das Schwert umklammert hielt.

Doch Macabros taumelte nicht, kein Schmerzensschrei kam über seine Lippen. Er bestand nicht aus Fleisch und Blut, hatte keine Nerven und konnte keine Verletzungen davontragen. Er schüttelte die Dolche, die in seinem Körper steckten, wie lästige Anhängsel ab und sprang nach vorn. Einen Moment sah es so aus, als wollte er sich auf die drei Widerlinge stürzen. Doch im Sprung löste Hellmark seinen Doppelkörper auf.

Es kam nicht darauf an, die drei Burschen in Schach zu halten, es war viel wichtiger, Rani Mahay zu befreien und die Flucht in Gang zu bringen. Nur in der Schnelligkeit seines Handels lag überhaupt eine Chance.

Während Macabros sprang, konnte er einen Teil der Netzwand mit den gerade wechselnden Bildern aus der Zukunft empfangen.

Hellmark, der im gleichen Augenblick Kenntnis von der Wahrnehmung seines Zweitkörpers erhielt, stockte der Atem.

Björn sah mit Macabros' Augen eine Straßenszene – aus New York!

Ein Wolkenkratzer, fünfzehn Stockwerke hoch. Über dem breiten, verglasten Eingang riesige Leuchtbuchstaben. ST. HELENS HOSPITAL…

Tausende von Menschen drängten sich auf den Straßen. Der Verkehr war zum Stillstand gekommen, Polizei- und Krankenfahrzeuge steckten hoffnungslos im Stau.

Alles starrte nach oben.

Dort kreisten zwei, drei Hubschrauber, Menschen liefen auf dem Dach hin und her, wirkten klein und dunkel wie aufgescheuchte Ameisen.

Doch das war es nicht allein, was Tausende so faszinierte und erschreckte zur gleichen Zeit.

Über dem Wolkenkratzer hing ein riesiges, gelbgrünes, schwammig aussehendes Gebilde. Ein Ei! Eine Myriadus-Zelle!

Sie hatte den Umfang des Wolkenkratzers.

Das Ei klaffte in der Mitte auseinander, ein düsteres Tor, aus dem das Unheil kam.

Myriadus' außergewöhnlicher Geist schickte die Pestreiter.

Macabros sah sie in dieser Sekunde zum erstenmal.

Sie saßen auf schwarzen Pferden und bestanden nur aus glühenden, runden Köpfen und weiß leuchtenden Händen. Sie preschten auf die Menschen zu, die über das Dach rannten und unten auf der Straße standen. Die Pestreiter ritten durch die Leiber hindurch und waren nur Schemen, todbringende Visionen eines unfaßbaren Lebewesens, dem keine Form, keine Lebensäußerung fremd war. Und wen die Pestreiter berührt hatten, der trug die Merkmale grauenhafter Veränderung an sich.

Die Leiber schienen wie mit einem dicken Brei Übergossen, zähe Tropfen flossen träge über Arme, Schultern und Beine der Unglücklichen.

Schon erfolgte Macabros' Auflösung. Da zwang Björn seinen Doppelkörper noch mal zur Materialisation an der gleichen Stelle, um die Bilder aus der Zukunft – die seine Gegenwart waren! - bis zu Ende mitzubekommen. Doch dies war schon das Ende.

In der bizarr geformten Fläche erstand ein neues Bild, das willkürlich aus dem Strom der Zukunft herausgegriffen war, die Myriadus angezapft hatte.

Kaum war Macabros wieder voll sichtbar, wiederholten die drei Dämonenverbündeten ihren Angriff auf ihn. Einer wagte sich weit nach vorn und griff Macabros an.

Der parierte den Angriff und schleuderte den Widerling über sich

hinweg, ehe der begriff, was eigentlich mit ihm geschah. Er landete genau auf der klebrig feuchten Verbindungsschnur zwischen Ei und Netzwand.

Die Wucht des Aufpralls war so stark, daß die straff gespannte Schnur auf der Stelle durchriß. Es gab einen lauten, peitschenähnlichen Knall. Die ›Verbindungsleine‹ schnurrte nach beiden Seiten hin blitzschnell und raschelnd zusammen und war sofort nur noch halb so dick und sah total ausgetrocknet aus.

Mit einem leisen Zischen wurden auch die Felder; im, Netz stumpf und grau, die bis eben noch farbige Bilder geliefert hatten.

Das Netz wurde spröde, Risse liefen kreuz und quer über die grauen Felder.

Dies alles interessierte Macabros schon nicht mehr. Er verschwand und materialisierte neu im Zentrum der Myriadus-Zelle.

Akmut sah plötzlich zwei Hellmarks vor sich. Der mit dem Schwert in der Hand griff sofort an. Der Aufständischenführer und Dämonenanbeter erhielt einen Stoß vor die Brust, daß er zurückflog.

Mit zwei, drei schnellen Griffen löste Macabros die bereits gelockerten Lederriemen um Hellmarks Handgelenke.

Dann griff Björn nach dem ›Schwert des Toten Gottes‹. Eine unsagbare Freude über die Wiederbeschaffung dieser Waffe erfüllte ihn.

In dem Augenblick, da er das Schwert übernahm, verdoppelte es sich und es blieb sowohl in seiner als auch in Macabros' Hand. Dieses Phänomen war nicht neu. Alles, was Hellmark berührte, anfaßte, fand sich auch wieder in Händen seines Zweitkörpers, ebenso verdoppelt.

Björn stieß das Schwert dicht neben dem eingesponnenen Mahay in den Strunk, während Macabros Akmut entgegeneilte, der sich wieder aufgerafft hatte.

Die Schwertspitze riß ein tiefes Loch in das Gespinst. Eine klebrige Brühe spritzte nach allen Seiten. Hellmark führte die Schneide rings um den Körper und schnitt Mahay förmlich aus dem Kokon heraus. Die ständig in Bewegung befindlichen, dünnen Stränge wichen zurück wie selbständige Lebewesen, die Gefahr witterten.

Die Fäden, von denen Mahay umschlungen war, vertrockneten augenblicklich auf seinem Körper, so daß er aussah, als hätte man ihn mit strohtrockenem Weißkohl überschüttet.

Der bewußtlose Inder fiel dem Freund in die Arme. In dem Strunk war ein tiefes, feucht schimmerndes Loch, in dem sich noch mehr von der gelbgrünen Flüssigkeit sammelte.

Der Kampf zwischen Macabros und Akmut war Augenblickssache. Macabros war dem Hünen durch Schnelligkeit, Wendigkeit und vor allem dadurch überlegen, daß er unverwundbar war.

Akmut wurde vom › Schwert des Toten Gottes ‹ getroffen und

stürzte schwerverletzt zu Boden.

Vom Eingang her war deutlich die Ankunft mehrerer Personen zu vernehmen. Wächter, die Verstärkung herbeigeholt hatten, stürmten durch den Mittelgang.

Hellmark hielt sich keine Sekunde länger als nötig im Zentrum der Zelle auf. Nach allen Seiten teilte er noch wuchtige Hiebe aus, trennte kräftige Stränge, beschädigte den Strunk, von dem aus die Wurzeln in die Tiefe führten, und dann versetzte er sich mit Macabros und Rani Mahay in das Zeitschiff zurück. Macabros eilte zum Eingang vor, um den ahnungslosen Wächtern in den Rücken zu fallen. Die beiden Feinde flogen in hohem Bogen hinaus auf den freien Platz, wo die Lagerfeuer brannten.

Spätestens in diesem Moment wurde den anderen klar, daß nicht nur in unmittelbarer Nähe der Myriadus-Zelle etwas nicht stimmte, sondern auch im Zeitschiff des Mannes mit der Silberhaut.

Einige Krieger stürzten auf das Zeitschiff zu. Macabros geriet in Kampfhandlungen. Mit dem ›Schwert des Toten Gottes‹ parierte er die Angriffe, während Hellmark im Innern der mattsilbernen Kugel alle Hände voll zu tun hatte.

Nur einer konnte das Schiff bedienen: Arson. Sein Körpermagnetismus, die Papillarlinien beider Hände waren auf die Schaltflächen abgestimmt. So sollte gewährleistet werden, daß Außenstehende das Zeitschiff nicht bedienen konnten. Aber die Rechnung der Erbauer war nicht aufgegangen, wie die letzten Ereignisse bewiesen.

Durch die Hilfe eines mächtigen Dämons, einem aus der Hauptgruppe um Rha-Ta-N'my oder dem Zauber eines lemurischen Magiers, den Akmut eventuell beschworen hatte, war es dem Abtrünnigen gelungen, Arsons Körpermagnetismus und dessen Papillarlinien zu übernehmen und so das Schiff zu steuern. Eine andere Erklärung gab es nicht.

Björn schleppte den kraftlosen Arson vor die Schalttafel. »Wir werden's schaffen«, sagte er schnell. »Mit deiner Hilfe, Arson. Ich vermag jetzt nichts mehr zu tun, nun liegt alles in deiner Hand. Schließe die Eingänge und starte das Schiff! Auf nach Marlos! Lande an der richtigen Stelle, laß' diesmal die Palmen stehen!«

Rani Mahay lag am Boden und hatte noch immer die Augen geschlossen. Doch Björn kam es so vor, als würde er schon wieder tiefer und ruhiger atmen.

Arson legte seine Hände auf breite, glatte Flächen.

Draußen schloß sich lautlos der Einstieg, eine fugenlose, glatte Wand entstand.

Das sanfte Licht im Innern der Kabine veränderte seine Intensität nur geringfügig.

Alles war in Aktion, und Hellmark löste in diesem Moment seinen Doppelkörper auf.

Keine Sekunde zu früh!

Die Zeitkugel verschwand vor den Augen der Akmut-Clique, stürzte hinein in Zeit und Raum und überwand in Sekundenschnelle die Dimensionen zwischen Vergangenheit und Gegenwart, und erreichte Marlos.

Auf den Monitoren war die Veränderung sofort nachprüfbar.

Zwanzigtausend Jahre und ein vergessener, irdischer Erdteil lagen hinter ihnen.

Das Zeitschiff landete sicher auf dem weichen, weißen Sandstrand in Sichtweite der Blockhütten.

Zwei Gestalten rannten der Kugel entgegen, noch ehe sie voll zur Materialisation gekommen war.

Jim, der Guuf, und Danielle de Barteaulieé…

Die Öffnung in der glatten, silbern schimmernden Hülle entstand.

Hellmark tauchte auf. Er trug Rani auf den Armen, und die junge Französin gab einen Schreckensschrei von sich, als sie den großen, hünenhaften Mann mit der bronzefarbenen Haut so zurückkehren sah.

»Er lebt«, beruhigte Björn Danielle schnell. »Wie rasch er wieder auf die Beine kommt, liegt an deiner Pflege.«

Er bettete den Freund auf den warmen, weichen Strand, und Danielle begann damit, die strohtrockenen Fäden abzupflücken, die seinen Körper umgaben. Er war umwickelt wie eine Mumie. Bis auf den Kopf.

»Ich habe noch einen Patienten. Er braucht nichts weiter als Ruhe und viel zu essen«, fuhr Hellmark fort.

»Arson?«

»Ja…« Er holte ihn ebenfalls.

Danielle de Barteaulieé ließ sich ihr Erschrecken nicht anmerken, als sie sah, wie hager der Mann mit der Silberhaut geworden war. Es war höchste Zeit, daß Björn ihn gefunden hatte. Eine weitere Entkräftung hätte Arson nicht überstanden.

»Wo ist Carminia?« Im ersten Moment hatte er sie gar nicht vermißt.

Er begegnete Danielles Blick.

»Es ist etwas passiert«, sagte die junge Frau leise. »Carminia will der Sache auf den Grund gehen… mit Pepe…« Sie berichtete bedrückt von den Ereignissen.

Björns Herzschlag setzte aus.

»Pepe«, murmelte er verwirrt, »oh, mein Gott…« Er fuhr sich über die Augen und schüttelte den Kopf. »Aber vielleicht hat sie recht überschießende parapsychische Kräfte können solche Phänomene bewirken und…«

Da überlief es ihn plötzlich heiß und kalt.

Er wurde an eine Szene erinnert, die er als Bildsequenz im Netz der zukünftigen Ereignisse gesehen hatte.

Diese Zukunft – war seine Gegenwart!

»Das St. Helens Hospital in New York!« sagte er tonlos. »Carminia ist dort, all die ahnungslosen Menschen. Ich muß sofort hin!«

Wenn der Wahrheit entsprach, was er gesehen hatte, waren die Pestreiter bereits in voller Aktion, und in New York war in dieser Minute die Hölle los.

*

Er benötigte Macabros, um die Teleportation durchzuführen.

Er versetzte sich nur wenige Schritte vom Eingang des Krankenhauses entfernt. Björn war darauf gefaßt, mitten in einer riesigen Menschenmenge zu stehen, und sofort ging sein Blick in die Höhe.

Seine Augen verengten sich.

Der fünfzehnstöckige Wolkenkratzer ragte steil und schwindelerregend vor ihm empor. Normaler Verkehr, Passanten auf der Straße, niemand der stehenblieb, um wie er, in die Höhe zu starren.

Da gab es auch nichts zu sehen. Alles war so wie immer. Normal.

Hatte er in der Vergangenheit auf Xantilon eine Vision gehabt? Konnten die Zukunftsbilder einer Myriadus-Zelle auf Irrtum beruhen?

Er wurde ein seltsames Gefühl nicht los und entschloß sich erneut, etwas Außergewöhnliches zu tun.

Während er als Hellmark die Straße entlangging, um im nächsten Polizeirevier vorzusprechen, überschritt Macabros die Schwelle zum unteren Korridor des Krankenhauses.

Die Ruhe gefiel ihm nicht. Es war die Ruhe vor einem Sturm. Er mußte mit Professor Henderson sprechen. Hier im Hospital mußten Vorkehrungen getroffen werden. Ein Angriff durch Myriadus stand bevor. Aber wann? Der Blick der Myriadus-Zelle aus der Vergangenheit war offensichtlich weiter in die Zukunft gegangen als ursprünglich vermutet. Die Pestreiter würden noch kommen, wenn der Blick in die Zukunft stimmte.

Ihr Zugriff würde hier erfolgen, hart und unbarmherzig. Hier begann das Krebsgeschwür Pest zu wuchern, wenn man ihm nicht Einhalt gebot.

Macabros fragte bei der Anmeldung nach Henderson und erhielt die lakonische Antwort, daß es im Moment unmöglich sei, den Arzt zu sprechen. Henderson sei auf einer wichtigen Besprechung.

»Was ich dem Herrn Professor zu sagen habe, ist sehr wichtig! Ein

Aufschub meiner Begegnung mit ihm kann eine lebensbedrohliche Situation herbeiführen.« Macabros wollte eine Mitteilung erzwingen und außerdem wissen, wo Carminia sich aufhielt, um mit ihr zu sprechen.

Der Portier forderte ihn auf, zu warten.

Der Zufall kam Björn zu Hilfe. »Vielleicht kann ich etwas für Sie tun«, vernahm er die flüsternde Stimme neben sich. Jemand zupfte ihn am Arm, daß er zusammenzuckte. Der Portier in seinem Glaskasten sah ihn mit einem merkwürdigen Blick an.

Hatte er etwas gehört?

»Carminia?« wisperte Macabros, entfernte sich drei Schritte und ging auf einen Stuhl zu, der für Besucher oder Patienten neben einer Säule in der Halle stand.

»Wer sollte es sonst sein. Ich habe dich kommen sehen. Ich war noch mal bei Pepe, es ist alles unverändert. Ich fürchte das Schlimmste, Björn.« Man hörte der Unsichtbaren an, daß sie mit den Tränen kämpfte. »Ich hatte einen Verdacht, aber er scheint sich nicht zu bestätigen. Vielleicht war das parapsychische Kraftfeld tatsächlich nur eine vorübergehende Erscheinung, und der Tod ist eingetreten.«

Sie wollte noch etwas sagen, wurde aber durch ein Ereignis daran gehindert.

Ungeheurer Lärm drang durch die Korridore des Krankenhauses. Dann flogen in den oberen Stockwerken die Türen auf, Schreie ertönten, alles geriet in Aufruhr. Im Nu glich das St. Helens Hospital einem Ameisenhaufen. Menschen liefen über Treppen nach oben und unten.

In einem Aufgang wurde eine grauenvoll anzusehende Gestalt sichtbar.

Sie war gelbgrün und sah aus wie ein Monster, das aus giftigem Sumpf gestiegen war.

Ein Infizierter! Er torkelte die Treppe herunter und griff nach einem Mann, der zu entkommen versuchte.

Er erwischte ihn auch und drückte ihm die breiige Hand wie einen Stempel ins Gesicht. Der Schrei des Mannes ging in ein leises Gurgeln unter, und es war passiert, ehe Macabros auftauchte. Der Unglückliche war infiziert.

Kreischen, Rennen, Aufruhr…

Und so schien es auch in den oberen Stockwerken zu sein.

Macabros holte Hellmark aus den Straßen zurück, versetzte sich dann selbst ins Polizeirevier V und schilderte das Unheil, das über das St. Helens Hospital hereinbrechen würde. »Schickt soviel Männer hin, wie ihr habt!« brüllte Macabros. »Alarmiert die Nationalgarde! Im St Helens Hospital müssen Myriadus-Zellen sein. Durch sie kommen die Pestreiter in die Stadt. New York wird zu einem einzigen Friedhof,

wenn das Grauen nicht schnell und umfassend eingegrenzt wird.«

»Verrückt, wie?« fragte der Cop. »Wie kommen Sie eigentlich hier herein? Wer sind Sie?«

Telefone rasselten.

Macabros verschwand vor den Augen des Polizisten, der sich schüttelte wie ein begossener Pudel und mechanisch nach den Hörern griff.

Notrufe aus dem St. Helens Hospital. Dort war der Teufel los!

*

Hellmark tat, was in seinen Kräften stand.

Durch Carminia wußte er inzwischen, daß in der obersten Etage des Hospitals die Forschungs- und Isolierabteilung untergebracht war. Dort befanden sich auch drei durch eine bisher unbekannte Pestkrankheit Veränderte, die von Manderly und Henderson untersucht wurden.

Björn versetzte sich gemeinsam mit Macabros auf das Dach des Wolkenkratzers. Viele Menschen aus den oben befindlichen Etagen waren in ihrer Not und Angst einfach dorthin geflüchtet, Patienten, die dazu imstande waren. Andere waren in ihren Betten zurück geblieben, weil sie sich nicht bewegen konnten.

Die apokalyptischen Bilder, die Björn Hellmark für ganz kurze Zeit in der Vergangenheit der Erde gesehen hatte, wurden zu einer erschreckenden Realität.

Die Pestreiter kamen!

Wie ein riesiger Luftballon schwebte ein gelbgrünes Myriadus-Ei am nächtlichen Himmel. Ein großer Spalt klaffte in dem gespenstischen Gebilde.

Aus dieser Öffnung kamen sie.

Drei… fünf… zehn…

Geisterreiter mit weißglühenden Köpfen und Händen, preschten auf ihren schwarzen Tieren heran, die sich vom nächtlichen Himmel kaum abhoben.

Die Reiter griffen die Menschen an. Sie ritten durch ihre Opfer hindurch. Die unheimliche Zelle war zu voller Reife entfaltet – und hatte dementsprechende Wirkung.

Unartikuliertes Kreischen hallte über das Dach. Die Menschen spritzten nach allen Seiten auseinander und wußten nicht, was zu tun war. Die Reiter und das Riesenei senkten sich auf die Fliehenden hinab, deren Flucht am Dachrand ein Ende hatte, wollten sie nicht in die Tiefe stürzen und dort zerschmettern.

Verkehrsstau in den Straßen. Neugierige, die sich im Nu ansammelten.

Das alles war das Werk weniger Minuten.

Macabros versetzte sich nach Marlos zurück. Auf Arson und Rani konnte er nicht rechnen. Sie brauchten noch dringend Ruhe und Danielles Hilfe. Er holte nur das Schwert des Toten Gottes, das er zurückgelassen hatte. Die Erfahrung hatte gezeigt, daß Myriadus verletzbar war, auch ohne den Einsatz dämonenabwehrender Mittel. Hoffentlich kamen bald genügend Polizeikräfte und Soldaten, Hubschrauber und Flammenwerfer mußten eingesetzt werden. Und zwar so schnell wie möglich, schneller als diese unheimliche Pest aus einer fremden Dimension um sich greifen konnte!

Hellmark konnte gegen die schemenhaften Visionsreiter nichts ausrichten. Er griff sie als Macabros an, es bewirkte aber nichts. Die Ursache mußte beseitigt werden, und die lag in der riesigen Zelle selbst begründet.

Mit dem Mut der Verzweiflung griff er sie an, während Arzte und Pflegepersonal sich vom ersten Schock befreiten und nun daran gingen, einige Patienten durch die Dachzugänge in das Innere des Wolkenkratzers zurückzuführen. Für viele war dies die Rettung, aber nicht für alle. Die Pestreiter waren nicht körperlich. Die dicken Betonwände waren für sie durchlässig wie Nebel.

Viele ereilte das Schicksal. Sie wurden zu Pestkranken, die wenig später zu Boden stürzten, tot liegen blieben und eine Infektionsquelle für jene darstellten, die dem Unheil bisher entgingen.

Der Angriff aus dem Dämonenreich der Finsternis erfolgte mit eiskalter Berechnung und gnadenloser Härte. Die Wiege für Rha-Ta-N'my sollten bereitet werden. Nur dieses Ziel hatte Myriadus im Sinn.

Während Hellmark bemüht war, Gefährdete in Sicherheit zu bringen, setzte er mit seinem Doppelkörper alles daran, dem Riesenei zuleibe zu rücken.

Hellmarks Astralleib stand auf der obersten Spitze wie auf einem Berg, der unter ihm weiter wegsackte und führte ebenso unbarmherzig einen Hieb nach dem anderen. Nicht ohne Erfolg. Er kappte tentakelartige Auswüchse, die vertrocknet in die Tiefe fielen. Mit um so schnellerer Geschwindigkeit senkte die Zelle sich ab.

Da kam es zu einem zweiten explosionsartigen Knall.

Ein Teil des Flachdaches wurde von innen in die Höhe gedrückt, spaltete sich – und unter den sich schnell verbreitenden Ritzen wurde ein zweites Ei sichtbar, das in einem der außen liegenden Räume im fünfzehnten Stock zur Entwicklung gereift war.

Beide Zellen wollten sich vereinen?

*

Als das Ei explosionsartig seinen Umfang erweiterte und das

Krankenzimmer sprengte wie eine zu klein gewordene, grob zusammengenagelte Kiste, entstand für einige Sekunden ein Vakuum in der parapsychischen Schicht, die diese Myriadus-Zelle aufgebaut hatte.

Pepe hatte einen Moment das Gefühl, als würden mächtige Hände ihn loslassen. Er nutzte die Gelegenheit, das Kraftfeld zu verlassen. Er warf sich durch die Wand, ließ sich fallen, tiefer und tiefer, passierte eine Decke nach der anderen und durchquerte die einzelnen, zum Teil verlassenen Krankenzimmer.

Er war frei! Und er sah das Unrecht, das geschah, die Veränderungen, die eingetreten waren, die Menschen auf der Flucht.

Unten in der Halle vor dem Ausgang drängten sich die Massen. Das Hospital wurde evakuiert. Doch die Krankenfahrzeuge kamen nicht durch, die Straßen waren hoffnungslos verstopft.

Helikopter wurden eingesetzt, die auf einem notdürftig freigemachten Platz vor dem Wolkenkratzer zur Landung ansetzten. Polizei- und Ordnungskräfte trieben die Neugierigen zurück.

Im nach links abzweigenden Korridor entdeckte er eine Frau, die eifrig zupackte, mithalf, Krankenbetten aus den Zimmern zu schieben, und Menschen zum Ausgang begleitete.

Carminia Brado. Sie hatte Velenas Armreif wieder in seine Ausgangsposition zurückgedreht und war sichtbar. Die Frau in dem seegrünen Kleid und der Haut wie Sahnekaffee fiel sofort ins Auge.

In Pepe triumphierte es! Seine Zeichen hatten etwas bewirkt, und in der Erregung ließ er die Leuchtstoffröhre über Carminia Brado erlöschen.

Die Brasilianerin fuhr zusammen und warf den Kopf empor.

Sie konnte den Geistkörper nicht sehen, der davonglitt. Fünf Meter, zehn Meter weiter, da erlosch die nächste Leuchtstoffröhre. In der allgemeinen Aufregung achteten die wenigsten darauf. Aber Carminia, die auf ein Signal gewartet hatte, entging es nicht.

»Pepe?!« wisperte sie unwillkürlich. Und dann folgte sie den Zeichen.

Eine weitere Röhre erlosch. Unmittelbar über der Treppe, die in den Keller führte. Die Brasilianerin eilte leichtfüßig nach unten.

Eine vierte Röhre im rechts abzweigenden Korridor, dann die Leuchte vor der grauen Metalltür, hinter der sich die Leichenkammer befand.

Carminia besaß die Universalschlüssel noch, die ihr Henderson überlassen hatte. Ihre Hände zitterten, als sie ohne lange zu überlegen die Metalltür öffnete.

Nur drei Schritte von der Tür entfernt stand die Bahre. An ihr war ein Anhänger mit dem Namen Pepes befestigt.

Dann sah sie in der kühlen Dämmerung etwas, das sie nicht

glauben konnte.

Das Laken bewegte sich unter leisen, kaum merklichen Atemzügen.

Da schloß sie die Augen und atmete tief und glücklich durch. Sie wußte nicht, wie es zustande gekommen, was passiert war. Vielleicht würde Pepe es irgendwann mal erklären können, vielleicht auch nie. Das war auch nicht so wichtig.

Er lebte, Pepe lebte!

Geist, Seele und Körper waren wieder vereint, und wenn hier alles vorüber war, wenn es gelang, die tödliche Gefahr einzudämmen, würde die Behandlung auch wieder aufgenommen werden können. Aber bis dahin konnte Pepe unmöglich in dem kühlen Raum bleiben. Sie schob die Bahre nach außen und fuhr sie in den Heizungsraum. Eine ungewöhnliche Maßnahme, aber ungewöhnliche Situationen erforderten dementsprechendes Vorgehen. Hier unten war der kleine Patient vorerst am sichersten. Sie wachte über ihn.

*

Drei Helikopter, umschwirrten wie Riesenlibellen die unwirkliche Szene auf dem Dach des Wolkenkratzers.

Die Piloten und die angeforderten Scharfschützen hatten sich abgewöhnt, über Dinge nachzudenken, die sie doch nicht begriffen.

Hilferufe aus dem St. Helens Hospital, alarmierende Berichte der Polizeistreifen und der Hinweis eines Verrückten – wie ein Cop in Polizeirevier V ihn bezeichnet hatte – hatten den Einsatz endlich in Gang gebracht.

Da hing ein riesiges schwammiges, eiförmiges Gebilde, ein zweites ragte ständig wachsend aus dem zerbrechenden Dach. In den Straßenschluchten hatte die Flucht eingesetzt, als die ersten Betonbrocken in die Tiefe kullerten. Auf dem Dach hielten sich noch immer Menschen auf, und auf einem der Monstergebilde stand ein Mensch, der mit einem Schwert bewaffnet war. Dies alles schien eher in einen phantastischen Film, in einen Alptraum, aber nicht in die Wirklichkeit dieser Gegend zu passen.

Wo das Schwert traf, starben große Teile des unheimlichen Gebildes ab.

Einer der Scharfschützen feuerte ein Raketengeschoß mitten in den Leib der Zelle, die aus dem Dach herausgewachsen war. Es war sein einziger Schuß, aber er war wirkungsvoll. In einer Detonation flog die Zelle auseinander. Hunderte der sich bewegenden und suchenden Fäden wirbelten durch die Luft.

Der Schütze, der sich halb aus dem Helikopter beugte, wurde von zwei, drei Pestreitern angegriffen, die das Fluggerät überfielen. Schütze und Pilot wurden Opfer der Pest, ihre Körper sahen Sekunden

später aus wie die anderen, die sich mit der Pest aus dem Dämonenreich infiziert hatten. Zwei Häuserblöcke weiter raste der nun führerlose Helikopter in die Straßenschlucht hinab.

Macabros reagierte. Er verließ die Myriadus-Zelle und versetzte sich in das Innere der in die Tiefe trudelnden Maschine. Er konnte sie wieder abfangen und landete sie sicher.

Der Kampf mit den Eindringlingen aus einer anderen dämonischen Dimension forderte Opfer, Kraft und Anstrengung. Die Pestreiter versuchten so viele Menschen wie möglich auf diesem Totenacker zurückzulassen, die im Einsatz befindlichen Kräfte versuchten genau das Gegenteil.

Der konsequente Einsatz führte schließlich zum Erfolg. In einem wahren Geschoßhagel wurden die beiden Eindringlinge eliminiert, Reste ihrer austrocknenden Körper vergingen unter der Wucht der Flammenwerfer.

Die Pestreiter lösten sich auf, sie waren ein Spuk, der durch die immense Geisteskraft der Myriadus-Zellen in die Welt gekommen war und viele Opfer gefordert hatte.

Viele Verletzte wurden an Ort und Stelle behandelt. Von Leuten in Spezialanzügen wurden die Pesttoten eingesammelt. In einem besonderen Raum wurden die Leichen aufgebahrt. Sie sollten einer besonderen Untersuchungskommission vorgestellt werden. Doch davon nahm man zum Glück schnell Abstand. Fast einstimmig faßten die Verantwortlichen den Entschluß, die durch eine unbekannte Krankheit verunstalteten Leichen zu verbrennen, um damit auch den Krankheitserreger aus der Welt zu schaffen, der so grauenvolle Symptome hinterlassen hatte.

Nur eine Episode – oder der Auftakt zu einem schlimmeren Angriff aus dem Reich der Finsternis? Rha-Ta-N'my und ihre Hauptdämonen sahen keinen Grund mehr, sich unbedingt zu verstecken. Sie zeigten sich offen, das war noch schlimmer. Angst und Schrecken wurden dadurch verbreitet, Menschen verunsichert. Außer der Feindschaft, die die Völker leichtfertig oder aus Haß zwischen sich aufbauten, war die Feindschaft der Dämonischen gegen alles Menschliche gerichtet.

Die Aufräumungsarbeiten dauerten bis über den beginnenden Morgen hinaus.

Zwischendurch kam es zu ernsthaften Gesprächen zwischen Polizei, zum Einsatz gekommenen Soldaten, Zeugen und Ärzten. Auch Björn Hellmark nutzte die Gelegenheit, Kontakte zu schließen mit Menschen, die spätestens jetzt zu glauben begannen, daß es Kräfte und Mächte gab, die man nur allzu gern ignoriert hätte. Bei dieser Gelegenheit lernte er auch einen Mitarbeiter einer geheimnisvollen Abteilung kennen, die der UNO unterstand und von ihr finanziert wurde. In ihr waren Rechtsanwälte, Mediziner, Wissenschaftler

vereinigt, die sich zur Aufgabe gemacht hatten, außergewöhnlichen Vorkommnissen ernsthaft nachzugehen. Es gab eine sogenannte D-Abteilung in der UNO, ›D‹ stand für ›Dämonenabwehr‹. Es war Hellmarks erste Begegnung mit einem Verantwortlichen dieser Institution, dem weitere folgen sollten. Das Eis war gebrochen.

Die unheimlichen Ereignisse waren in aller Mund. Aber am nächsten Tag stand kein Wort davon in der Zeitung. Das Weiße Haus selbst hatte interveniert und eine allgemeine Nachrichtensperre über die Vorgänge verhängt.

Die Spuren am Wolkenkratzer des St. Helens Hospitals waren noch einige Zeit zu sehen, obwohl Stunden nach den grauenvollen Erlebnissen schon wieder der allgemeine Klinikbetrieb auf vollen Touren lief. Die Kranken waren in den unbeschädigten Zimmern, die Intensivstation funktionierte, und darin lag auch Pepe, der seiner Genesung entgegenschlummerte.

*

Zurück auf der Insel Marlos, konnte Hellmark zum Glück erleben, daß die Welt auch noch ein anderes freundlicheres Gesicht hatte.

Er war zwar noch mit Sorgen erfüllt, da er nicht wußte, ob der Auftritt Myriadus' und seiner Pestreiter ein einmaliger Vorgang war oder sich wiederholen würde. Konnte es sein, daß sich weitere Zellen entwickelt hatten und irgendwo im Verborgenen ihren Reifeprozeß durchmachten? Oder war mit den beiden Hauptzellen, deren Vereinigung verhindert worden war, ein Strich unter dieses Abenteuer gemacht?

Auf Marlos jedenfalls gab's etwas zu lachen.

Arson saß am Strand, Rani Mahay war bereits wieder auf den Beinen und ganz der alte. Er kümmerte sich fürsorglich um Arson, dessen Kräfteverlust doch einen bedenklichen Stand erreicht hatte, der nun durch seinen Aufenthalt hier aufgefangen wurde.

»Haaallooo!« ertönte da eine Stimme aus dem Wipfel einer Palme. Die Stimme klang sanft, freundlich.

Alle blickten hinüber.

Whiss, Rani Mahays kauziger Freund, tauchte hinter einem Palmblatt auf.

»Ich hab etwas für euch«, fügte Whiss, das Stimmenwunder, hinzu. Mit diesen Worten streckte er sein linkes Händchen aus und ließ es dann langsam sinken. »Das ist er! Jetzt ist er da«, sagte er stolz.

Und sie sprangen auf, liefen näher und waren ganz außer sich.

Was Whiss auf der Hand hielt, war etwa zwei Zentimeter hoch und in all seiner Winzigkeit hundertprozentig das Ebenbild von Whiss!

Der Winzling grinste schon genauso verschmitzt.

»Er hat es geschafft, ich werde verrückt!« brüllte Rani Mahay. »Er hat das Ei tatsächlich ausgebrütet!«

»Hast du etwa gedacht, ich klemme mir eine Attrappe unter den Arm?« fragte Whiss empört. »Er hat sogar schon einen Namen…«

»Wie heißt er denn?« wollte Carminia Brado wissen.

»Blobb-blobb…«

»Blobb-blobb?« fragten alle wie aus einem Mund. »Warum denn das?«

»Weil er so laut angeklopft hat. Blobb-blobb-blobb immer und immer wieder…«

Rani Mahay verdrehte die Augen. »Und ich habe gedacht, Marlos wäre das Paradies!« stöhnte er und ließ sich in den Sand sinken. »Whiss und Blobb-blobb… Kinder, ich wandere aus! Das wird zuviel für meine Nerven, ich garantier's euch…«

ENDE

Björn Hellmark alias Macabros

Die Abenteuer eines außergewöhnlichen Menschen

Björn Hellmark ist der Erbe der unsichtbaren Insel Marlos, die in der Clarion-Graben-Zone genau zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln liegt.

In der Geister-Höhle bewahrt er seine Trophäen auf, die er im Kampf mit Geistern, Dämonen und jenseitigen Mächten gewann, und die von großer Bedeutung für ihn sind. Er besitzt:

1. das Schwert des Toten Gottes, das nur seine Hand fuhren kann.

2. die Dämonenmaske. Sie verwandelt seinen Kopf in einen Knochenschädel. So jedenfalls nehmen menschliche Augen ihn wahr. Dämonen sehen etwas darin, das sie zerstört.

3. den Trank der Siaris. Er bewirkt geistige Weitsicht. Zum falschen Zeitpunkt angewendet, bringt er jedoch den Tod.

4. die sieben Augen des Schwarzen Manja. Das sind faustgroße, rubinrote Objekte, die aussehen wie ungeschliffene Edelsteine. Sie heißen deshalb Manjaaugen, weil sie tatsächlich von dem Heiligen Vogel stammen, der in der Vergangenheit der Erde auf Xantilon lebte und etwa 700 Jahre alt wurde. Die Augen toter Manjas wurden zu Stein, die Körper vergingen.

5. Velenas Armreif. Er bewirkt Unsichtbarkeit. Darf aber nicht zu oft angewandt werden, da sich die darin gespeicherten magischen Energien mit der Zeit verbrauchen.

Hellmark hat die Gabe, sich zu verdoppeln. Sein Doppelkörper heißt Macabros. Björn war in einem ersten Leben Kaphoon, ein Kämpfer für Recht und Freiheit.

Mit Björn Hellmark lebt eine Anzahl weiterer Menschen auf Marlos. Jeder hat eine eigene, einfach eingerichtete Blockhütte.

Carminia Brado: Brasilianerin von atemberaubender Schönheit. Hellmark nennt sie zärtlich »Schoko«. Sie hat ebenfalls schon mal gelebt, vor zwanzigtausend Jahren. Da war sie Loana, die Tochter des Hestus.

Rani Mahay: Inder, genannt »Der Koloß von Bhutan«. Kann mit bloßem Willen wilde Tiere zähmen.

Pepe: Hellmarks Adoptivsohn aus den Urwäldern Yucatáns. Er verfügt über parapsychologische Fähigkeiten. In seiner Gegenwart verbiegen sich Bestecke, zerplatzen Glühbirnen, bleiben Fahrstühle und Rolltreppen und manchmal auch Autos stehen…

Al Nafuur: Zauberpriester aus Xantilons Vergangenheit. Er existiert als Unsterblicher in einem Zwischenreich. Manchmal nimmt er geistigen (telepathischen) Kontakt zu Björn Hellmark auf.

Ak Nafuur: Zwillingsbruder. Jahrtausende lang nannte er sich

Molochos, um ewiges Dämonenleben zu besitzen. Mit Hilfe der sieben Manjaaugen konnten die bösen Geister der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my aus seinem Körper vertrieben werden.

Camilla Davies: Medium aus London.

Alan Kennan: Junger Mann, der Björn jegliche nur denkbare Unterstützung zukommen läßt.

Jim, der Guuf: Sein Vater war ein Kugelkopf, seine Mutter eine Menschenfrau, die gegen ihren Willen in die Vergangenheit der Erde verschlagen wurde Jim wurde in der Gegenwart geboren. Er sieht aus wie ein Dämon – und ist eine Seele von Mensch. Durch sein Äußeres fällt er überall auf und die Menschen erschrecken vor ihm. Das macht ihn traurig. Auf Marlos fühlt er sich wohl.